Polem.
2501
e

Polem. 2501 e

Schreiben

Schreiben

eines

katholischen Geistlichen

an

den Verfasser des Buches:

die katholische Kirche Schlesiens.

Sulzbach,
in des Commerzienraths J. E. v. Seidel Kunst- und Buchhandlung,
1827.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorerinnerung.

Da die Gegenstände, worüber man sich in diesem Aufsatze verbreitet, sämmtlich in das Gebiet der Religion, und zu demjenigen Theile derselben gehören, der in unserer Zeit so häufig verkannt und gemisdeutet wird: so wäre es möglich, daß diese Blätter auch von Solchen nicht ohne Nutzen gelesen würden, welche das Buch, das die Veranlassung zu den hier vorgetragenen Bemerkungen gab, nicht kennen. Leser von dieser Art werden im Voraus gebeten, keine zu üble Meinung von dem Verfasser des hier getadelten Werkes anzunehmen; da es gewiß ist, daß er es gut meine, und nur im Eifer oder aus irre geleiteter Ansicht der Wahrheit einige Male zu nahe trete, und anstößig werde. Doch eben weil er zuweilen anstößig wird, dürften diejenigen, deren religiöse Ueberzeugungen nicht fest genug stehen, wohl thun, das Buch auch ferner noch ungelesen zu lassen. Wer es aber bereits gelesen hat, oder wer sonst es für nöthig erachtet, zu untersuchen, ob und in welchem Zusammenhange die hier angezogenen Stellen in dem Buche vorkommen; für den muß bemerkt werden, daß sich

die Seitenzahlen auf die erste im J. 1826 erschienene Auflage beziehen. Besitzer der zweiten Auflage (vom J. 1827) müssen die Stellen etwas höher suchen; indem die Stelle S. 17. der ersten Auflage in der zweiten schon S. 19, und so die folgenden immer um etwa zwei oder drei Seiten später vorkommen, bis der Unterschied durch die Zugabe im §. 17., d. h. nach S. 85 auf 10, dann um die Seite 228 herum auf 12, um die Seite 243 auf 14, um die Seite 328 endlich auf 20 Seiten anwächst.

Indem ich es unternehme, dies Schreiben an Sie zu verfassen und dem Drucke zu übergeben, habe ich keine andere Absicht, als zu versuchen, einerseits ob es mir etwa gelänge, in einigen Ihrer Begriffe, die mir unrichtig scheinen, eine erwünschte Abänderung zu bewirken, andrerseits aber einem Theile des Aergernisses, das meiner Meinung nach durch Ihr Buch angerichtet werden kann, zu steuern. Hiebei erkläre ich im Voraus, daß ich nicht das geringste Mistrauen in die Redlichkeit Ihrer S. 17. mit einem solchen Nachdrucke betheuerten Gesinnungen setze, auch durchaus keine andere Kenntniß von Ihrer Persönlichkeit habe, als diejenige, die uns Ihr Buch selbst darbietet; daß ich endlich auch in einem Lande und in Verhältnissen lebe, in denen es mir nicht obliegt, ja auch nicht einmal möglich wäre, die Wahrheit oder Unwahrheit dessen, was Sie uns von dem religiösen Zustande Schlesiens erzählen, in nähere Untersuchung zu ziehen. Ich setze daher, so traurig es auch ist, voraus, daß sich in Ihrem Lande Alles in der That so verhalte, wie Sie es uns beschreiben, oder daß wenigstens Sie es Sich nicht anders vorgestellt haben: und bei dieser Voraussetzung fühle ich mich höchstens hie und da gedrungen, zu fragen: zu welchem Zwecke Sie Ein und das Andere dem ganzen Publikum mittheilen? Aber nicht dieser historische Theil Ihres Buches, sondern nur die dogmatischen Ansichten, welche Sie darin zu erkennen geben, sammt einigen mir nicht zusagenden Vorschlägen zur Verbesserung

sollen der Gegenstand meiner Bemerkungen sein. Auch hoffe ich nicht, daß Ihnen diese Bemerkungen unangenehm sein werden, da sie mit ruhiger Besonnenheit, und mithin so abgefaßt sind, wie Sie es S. 17 und 18 selbst gewünscht haben. Die Stelle ist so schön, und gereicht Ihrem Herzen so sehr zur Ehre, daß ich es für meine Pflicht erachte, sie hieher zu setzen.

„Sollte ich hie und da (schreiben Sie) zu schonungs„los verfahren sein, hie und da einen Satz zu hart aus„gedrückt haben; so ist dies keiner andern Ursache zuzu„schreiben, als meinem feurigen Eifer, für Religion und „Völkerwohl zu nützen, und meine Glaubensgenossen mit „Gewalt dem tiefen Schlummer zu entreissen, in den sie „aufs Neue eingewiegt werden. Werden mir Fehltritte „oder gar Irrthümer gezeigt werden; so werde ich für „ruhige Zurechtweisung gewiß von Herzen danken „und mich willig belehren lassen. Ich wünsche recht „sehr, daß Alle, die mich des Unrechts beschuldigen, öf„fentlich auftreten; denn die Wahrheit kann im „Kampfe nur gewinnen."

Was Sie hier ahneten, ist wirklich eingetreten; und mehr als einmal hat Sie Ihr Feuereifer verleitet, die feine Linie nicht nur des Anstandes, sondern sogar des Rechtes und der Wahrheit selbst zu überschreiten. Gleich in dem ersten §, der die Ueberschrift: Einleitung, hat (von S. 1 — S. 19.), ist Ihnen dies, wie ich glaube, begegnet. Wenigstens dürfte die Heftigkeit und die Unbestimmtheit, mit der Sie hier über einen der wichtigsten Gegenstände in den katholischen Unterscheidungslehren, über den Primat des Papstes sprechen, nicht mir allein, sondern jedem besonnenen Freunde der Wahrheit,

selbst, wenn er nicht zu unsrer Kirche gehört, schon darum misfallen, weil eine solche Sprache wenig geeignet ist, ein günstiges Vorurtheil für das Nachfolgende zu erwecken. Wer über Verbesserungen und über solche, die in der Religion eingeführt werden sollen, mit einem glücklichen Erfolge verhandeln will; der muß nicht nur von Andern verlangen, daß sie mit Ruhe ihn anhören und zurechtweisen sollen, sondern er muß auch selbst mit Ruhe vortragen und seine Begriffe überall so genau als möglich bestimmen.

Was Sie in Ihrer Einleitung sagen, klingt ja fast so, als wollten Sie nicht nur den Misbrauch der päpstlichen Macht beschränken, sondern sie gänzlich aufgehoben wissen; und gleichwohl ist dies, wie man erst auf der 382sten Seite Ihres Buches erfährt, Ihre Meinung gar nicht. Denn an diesem letztern Orte heißt es doch ausdrücklich, daß der Primat selbst in der Schrift gegründet sei. Wird es nicht Vielen scheinen, daß diese Aeußerung mit derjenigen, die gleich auf S. 1 zu lesen ist, daß die Apostel vom Herrn Alle mit einer gleichen Gewalt ausgerüstet worden seien, und daß sich Petrus vor den übrigen keinen Vorzug angemaßt habe, — in einem Widerspruche stehe? Wird nicht dasjenige, was Sie durch 19 Seiten hindurch, ich will nicht sagen, behaupten, aber dem Leser doch zu behaupten scheinen, in seinem Gemüthe einen viel tieferen Eindruck zurücklassen, als was Sie erst gegen das Ende des Buches in einer einzigen leicht zu übersehenden Zeile bemerken? Erlauben Sie also, daß ich — zwar nicht zu Ihrer, aber doch zur Belehrung derjenigen unserer Leser, die nicht begreifen, wie dem Primate so Vieles zur Last gelegt, und dabei doch behauptet werden könne, daß es von gött-

licher Einsetzung sei, — meine einfache Ansicht über diesen Gegenstand in Kürze mittheile.

Schon in dem bloßen Begriffe einer Gesellschaft, sie mag nun eine kirchliche oder sonst eine andere heißen, liegt es, daß ein gewisser Mittelpunkt der Vereinigung, eine gewisse so oder anders eingerichtete Behörde in ihr bestehe, der ein bald größerer, bald geringerer Einfluß auf die Bestimmung dessen, was jedes einzelne Glied zu thun oder nicht zu thun hat, eingeräumt wird. Man kann nicht einmal sagen, daß eine Gesellschaft vorhanden sei, wo die einzelnen Glieder ganz unabhängig von einander handeln, wo nicht ein Jeder gesteht, daß er wenigstens in gewissen Stücken gebunden sei an das, was alle Uebrigen unmittel- oder mittelbarer Weise (z. B. dadurch, daß sie ihn Alle auf die Entscheidungen eines gewissen Oberhauptes verweisen) als ihren Willen erklären. Denkt man der Sache noch etwas weiter nach, so erkennt man, daß es bei einer solchen Behörde, wie sie übrigens auch beschaffen sein möchte, der guten Ordnung wegen immer erforderlich sei, daß irgend ein einzelner Mensch an ihrer Seite stehe, d. h. gewisse, die Leitung des Ganzen bezweckende Pflichten und Rechte, die sonst kein Anderer hat, übernehme. Es wird verstattet sein, diesen das Oberhaupt oder den Primas der ganzen Gesellschaft zu nennen; wenn wir mit dieser Benennung nur nicht die Vorstellung von bestimmten, gerade so und nicht anders lautenden Rechten und Obliegenheiten verbinden. Ein Primat in dieser Bedeutung also giebt es in jeder Gesellschaft, die wirklich nur eine einzige ist, und deren Glieder nicht bloß dem Namen, sondern der Wahrheit nach in einer gewissen Verbindung mit einander stehen. Der Unterschied besteht nur in der bald größern, bald geringern Macht, die man

dem Primas, als solchem, eingeräumt hat; und veranlasset, an die so viel besprochene Frage: welche Einrichtung wohl unter allen die zweckmäßigste wäre? zu denken. Daß aber diese Frage sich nicht im Allgemeinen entscheiden lasse, wenn nämlich nicht einmal die Art der Gesellschaft, von der man spricht, näher bezeichnet wird, hat man von jeher eingesehen: allein nicht immer scheint man erkannt zu haben, daß sich auch selbst für den Fall, wenn die Rede bloß von einer bestimmten, namentlich einer kirchlichen Gesellschaft ist, keine Einrichtung ausdenken lasse, von der man mit Recht verlangen könnte, daß sie für alle Zeiten und Verhältnisse ganz unabänderlich bestehe. Was sich bei einer Gemeinde, so lange sie noch klein ist, anbringen läßt, taugt, wenn sie größer geworden, nicht mehr. Was wohl geduldet werden muß zu einer Zeit, wo die einzelnen Glieder noch auf sehr ungleichen Stufen der Ausbildung stehen, und sehr verschiedene Begriffe und Gewohnheiten mitbringen, das darf und soll nicht ferner geduldet werden, wenn durch den langen Bestand der Gesellschaft die Glieder bereits alle gleichartiger geworden sind u. s. w. In einer Kirche also, die durch Jahrtausende hindurch, ja bis an das Ende der Menschheit selbst bestehen, und einst noch alle Menschen in ihren Schooß aufnehmen soll, in einer solchen Kirche darf der Behörde, die das Ganze leiten und zusammenhalten soll, keine für immer zu geltende Einrichtung vorgeschrieben werden; sondern hier läßt sich kaum etwas Mehreres, als der Grundsatz aufstellen, daß die Vorsteher jedesmal den Grad der Macht sich zueignen sollen, welchen die Glaubigen ihnen zuzugestehen bereit sind, und den sie zum Besten des Ganzen benützen zu können glauben. Durch jede nähere Bestimmung würde man etwas Willkürliches thun, und wenn

auch die Einrichtung, die man so festsetzte, für eine gewisse Zeit schicklich und heilbringend wäre, so gäbe es doch andere Zeiten, für welche sie unpassend und verderblich ist.

Gerade von dieser Art nun ist der Primat des Papstes in der katholischen Kirche. Denn daß die Macht des Papstes, so wie der ganzen in der katholischen Kirche bestehenden Hierarchie nichts weniger als schon von Anbeginn und für alle künftigen Zeiten unabänderlich festgesetzt sei: ist eine Sache, die Niemand in Abrede stellt. Gerade daraus aber ergibt sich, daß jede zu weit gehende Einmischung, über die man etwa zu klagen Ursache hat, nicht dem Primate oder der Hierarchie an sich, sondern nur einem, sei es aus Unwissenheit, sei es aus Bosheit entsprungenen Misgriffe jener Menschen, die diese Aemter versahen, zur Last gelegt werden könne. Wären die Pflichten und Rechte des Primas in der katholischen Kirche auf eine Weise festgesetzt, welche für alle kommende Zeiten unabänderlich fortbestehen soll; dann ließe sich allerdings fragen: ob diese Festsetzungen auch die zweckmäßigsten seien? ja es wäre im Voraus zu vermuthen, daß sie, wenn auch vielleicht bisher nichts Besseres erdacht werden konnte, doch für die Zukunft nicht immer passend bleiben werden: da aber keine solche nähere Bestimmungen da sind; so ist es eben darum durchaus nicht möglich, den in der Kirche bestehenden Primat zu tadeln; sondern aller hier mögliche Tadel trifft nur die Menschen. Er, der Primat an sich selbst, ist ohne Widerspruch etwas sehr Gutes, ja Nothwendiges; so gewiß nur das Dasein einer christlichen Kirche auf Erden selbst etwas Gutes genannt werden kann; denn diese besteht nur, sofern jener bestehet.

Bekanntlich dürfen wir aber von Allem, was immer Gutes und Ersprießliches unter uns Menschen zu Stande

kommt, in einer gewissen Bedeutung behaupten, daß es Werk Gottes sei, daß es durch Gott, nämlich durch seinen nicht bloß zulassenden, sondern selbst mitwirkenden Rathschluß herbeigeführt worden. Kein Zweifel also, daß wir auch von dem katholischen Primate sagen dürfen, er habe seine Entstehung und Erhaltung bis auf den heutigen Tag Gott zu verdanken. Wenn der Apostel Paulus von allen zu seiner Zeit bestehenden Obrigkeiten (als von etwas Gutem und Heilsamem) erklärte, daß sie durch Gottes Einsetzung beständen (Röm. 13, 1.); so können wir mit um so viel größerem Rechte von dem Primate der Kirche erklären, daß er durch Gottes Einsetzung bestehe, je gewisser es ist, daß die christliche Kirche auf Erden bei Weitem mehr Gutes gestiftet, als irgend eine von jenen bürgerlichen Gesellschaften, die zu den Zeiten des Apostels bestanden.

Doch von dem Primate der Kirche läßt sich in einem noch ganz andern, in einem noch ungleich höhern Sinne behaupten, daß er durch Gottes Einsetzung da sei. Wir dürfen nämlich behaupten, Gott habe uns seinen Willen, daß ein Primat unter uns bestehe, geoffenbart; und dies zwar so gewiß, als wir nur überhaupt im ganzen Christenthume eine göttliche Offenbarung erkennen. Denn wie erkennen wir diese? Durch unsern bloßen gesunden Menschenverstand fühlen wir uns gedrungen (und eine richtige Philosophie ermächtiget uns auch durch deutlich erkannte Gründe dazu), jegliche Lehre, an der wir das Merkmal der sittlichen Zuträglichkeit finden, für eine uns von Gott gewordene Offenbarung zu halten, sobald wir wahrnehmen, sie habe ihre Entstehung, Erhaltung oder Verbreitung gewissen ungewöhnlichen Ereignissen zu verdanken, solchen, von denen wir keinen Nutzen, als Zweck ihres Da-

seins zu bemerken vermöchten, wenn wir nicht annehmen wollten, daß sie nur eben darum von Gott herbeigeführt worden seien, um uns ein Zeichen seines Willens zu werden, daß wir an diese Lehre glauben. Kein Vernünftiger kann läugnen, daß die Lehre Jesu Christi diese so eben beschriebene Bestätigung durch Wunder habe, und somit eine wahre göttliche Offenbarung sei. Aber nicht minder gewiß ist es, daß der Primat der Kirche auf eine ähnliche Weise bestätigt sei. Denn sicher ist es doch, daß dieser Primat seine Entstehung, Erhaltung und Ausbreitung vornehmlich nur gewissen Stellen im Evangelium zu verdanken habe, namentlich den bekannten: Du bist Petrus, und auf diesen Fels will ich meine Kirche gründen u. s. w. Matth. 16, 18. Ich habe den Vater um deinetwegen gebeten, auf daß dein Glaube nie verschwinde. Wenn also du erst selbst wieder umgekehrt sein wirst, dann stärke auch deine Brüder! Luk. 22, 32. Simon Jona, liebst du mich mehr, denn jene? u. s. w. Joh. 21, 15. u. m. A. War es nun gut und nothwendig, daß ein Primat in der Kirche entstehe und bis auf den heutigen Tag sich erhalte: so ist es auch sicher, daß wir dem Sinne und Willen desjenigen, der alles Gute gewollt hat, nicht entgegen handeln, wenn wir seinen Worten eine Auslegung gaben, nach welcher sie uns zur Anerkennung jenes Primates verpflichten. Der Umstand aber, daß sich diese Worte des Herrn unter den wenigen befinden, welche aus tausend andern für uns verloren gegangenen aufbewahrt worden sind, erscheint uns mit Recht als ein Zeichen, daß Gott selbst diese Anstalt in seine Obhut genommen, und verhindern wolle, daß wir uns durch keinen Misbrauch derselben verleiten lassen, an ihre Abstellung zu denken.

Auf diese oder sonst eine andere Weise hätten Sie meines Erachtens erst ihren Glauben an die Nothwendigkeit einer steten Anerkennung des Primates aussprechen sollen, um hierauf ohne alle Gefahr eines Aergernisses Ihre bescheidene Meinung darüber vortragen zu können, daß Deutschlands Bischöfe in dem gegenwärtigen Augenblick nicht eben Ursache hätten, bei allen Veränderungen im Kultus und in andern Disciplinargegenständen, welche sie etwa zum Besten ihrer Gemeinden für nöthig erachten, die Beistimmung Roms zu erwarten.

Zu diesem Zwecke wäre es, dächte ich, eben nicht nöthig gewesen, erst in so alte Zeiten zurückzugehen, und an Verirrungen zu erinnern, die wir längst schon vergessen, und in unsern Tagen kaum wieder zu besorgen haben, deren Erwähnung sonach zu nichts Anderem als zur Erbitterung der Gemüther dient *): sondern es hätte genügt, zu schildern, in welchem Geiste die römische Kurie in der Gegenwart handle, und nachzuweisen, daß sich bei den Begriffen und Bedürfnissen, die man in Rom gegenwärtig hat, ein anderes Verfahren fast nicht erwarten lasse.

Doch ich wende mich zu einer andern Aeußerung in Ihrem Buche. S. 30 wird die Lehre einiger Moralisten über die Aufmerksamkeit bei dem Brevierbeten in ein sehr unvortheilhaftes Licht gestellt, ohne daß diese

*) Auf keinen Fall kann es erlaubt sein, Aktenstücke, deren Echtheit noch so unerwiesen ist, als das S. 16—17 excerpirte Consilium quorundam Epporum etc. zu benützen, ohne der Wahrscheinlichkeit ihrer Unterschiebung auch nur mit Einem Worte zu gedenken.

Schriftsteller es mir zu verdienen scheinen; denn am Ende haben sie doch nichts Anderes sagen wollen, als daß diejenige Zerstreuung, welche der Betende zuweilen wider seinen Willen, ja bei allem Bestreben sich zu erbauen, erfährt, ihm nicht zur Schuld gerechnet werden könne. Und wer müßte dieß nicht unterschreiben? Wenn Sie aber dann beisetzen: „So gottlos und widersinnig diese Je„suitische (?) Lehre ist; so kann man ihr doch Conse„quenz und Billigkeit in sofern nicht absprechen, als „bei einem solchen Gebete eine Aufmerksamkeit, wie sie „ein strengerer Moralist fordern möchte, schlechterdings „unmöglich ist:" so nehmen Sie nicht nur Ihre Beschuldigung wieder zurück, sondern widersprechen Sich auch noch in diesem Augenblicke; denn kann, was gottlos und widersinnig ist, zugleich auch billig und consequent sein? —

S. 32 geben Sie dem Brevier, dem lateinischen nämlich, das Beiwort abgeschmackt, und S. 97 nennen Sie es sogar ein Machwerk des Aberglaubens und der Barbarei, ein Pasquill auf die christliche Religion und die Lehre vom Gebete; beschreiben (S. 96) das Brevierbeten als eine Handlung, dabei man „eine große Anzahl von Gebetsformeln nach gewissen Manövern, zu denen ein eigenes Studium erfordert wird, schnell (?) nach einander herabsagt, die keinen Zusammenhang mit einander haben, größtentheils unverständlich sind, die, wenn sie auch verstanden würden, auf die Lage und Umstände des Betenden nicht passen, und worin überdies so viele Fabeln, thörichte Wünsche und abgeschmackte Possen vorkommen, daß sie nicht einmal ohne Eckel und Unwillen durchblättert werden können." Daher verargen Sie es (S. 32) den Vorstehern des Breslauer Alumnates, daß

sie die jungen Geistlichen zum Beten des Brevieres anhalten; und S. 98 liest man sogar folgende Note: „Gewöhnlich verlangt Niemand mehr die Dispensation vom Brevierbeten, — sondern jeder stellt es auf die vernünftigste Weise selbst ein, — Einzelne ausgenommen, die ihre Zeit nicht besser anzuwenden wissen, und an den Mechanismus zu sehr gewöhnt sind.“

Auch ich gestehe, daß das Brevier einer sehr großen Umänderung bedürfe; daß es für's erste schon bei allen Abkürzungen, die es bereits erfahren hat, immer noch zu lang sei, um nicht entweder zu ermüden, oder Veranlassung zu geben, daß es gedankenlos abgelesen werde; daß ferner einige Gebete und Psalmen zu häufig wiederkehren, und nicht immer zweckmäßig genug ausgewählt sind; daß die Lebensgeschichten der Heiligen überaus mager sind; daß sie das Lehrreichste oft übergehen, und uns zuweilen mit sehr abergläubischen Wundern und Mährchen unterhalten; daß auch die Auszüge aus den Schriften der Kirchenväter gehaltreicher sein könnten; u. s. w. War doch schon Papst Benedikt XIV. damit beschäftigt, dem Brevier solche Verbesserungen zu geben! Aber nun lasse man auch diesem Buche Gerechtigkeit widerfahren! Den Namen eines abgeschmackten wird es auf keinen Fall verdienen; denn so dürfen wir ein Buch doch nur dann nennen, wenn der größte Theil, ja fast Alles abgeschmackt ist; denn denominatio fit a parte potiori. Das Brevier nun besteht seinem größten Theile nach aus lauter Stellen der heil. Schrift alten und neuen Bundes; und schon deßhalb kann es nicht abgeschmackt sein. Die Auswahl dieser Stellen verdient wohl häufig den Vorwurf, daß sie nicht zweckmäßig sei; aber für abgeschmackt wird man sie selten oder nie erklären können. Die Antiphonen, die Responsorien, die

Gebete sind wohl oft matt, oft aber auch sehr sinnreich und erhebend, und zuweilen wirklich von unübertrefflicher Schönheit. Wie mochten Sie also nur sagen, daß das Brevier — es versteht sich von einem Manne, der nicht im Voraus gegen dasselbe leidenschaftlich eingenommen ist — nicht ohne Eckel und Unwillen durchblättert werden könne? Schon bei dem bloßen Durchblättern dieses Buches wird vielmehr jeder Unbefangene eine so große Menge vortrefflicher Stellen gewahr werden, daß er es hochachten, und nur bedauern wird, zu vernehmen, daß es durch die bereits erwähnten Mängel minder brauchbar gemacht werde.

Aber nur minder brauchbar wird es durch diese Mängel gemacht, nicht völlig unbrauchbar, nicht schädlich. Und schon dieses genügt mir, zu behaupten, daß wir Geistliche — so lange die Vorsteher unserer Kirche fortfahren, uns den Gebrauch des Brevieres vorzuschreiben, und diese Vorschrift sogar alljährlich erneuern — auch im Gewissen verbunden sind, das Brevier zu lesen. So folgt es aus dem Begriffe des Gehorsams, welchen wir einer jeden rechtmäßigen Obrigkeit (sie heiße weltlich oder geistlich) zu leisten schuldig sind. Denn so wahr es auch sein mag, daß diese Pflicht des Gehorsams ihre Ausnahmen hat; so ist doch außer Zweifel, daß solche Ausnahmen nur eintreten können, wo der Gehorsam einen entschiedenen, das Aergerniß der Uebertretung weit überwiegenden Schaden hervorbringen würde. Das ist aber hier gewiß nicht der Fall; denn nicht zu einer Handlung, die an sich böse ist, sondern zu einer im Grunde nützlichen Beschäftigung, der höchstens der Vorwurf gemacht werden kann, daß sich eine noch nützlichere erdenken ließe, werden wir angehalten, wenn man uns vorschreibt, das Brevier zu beten.

Und

Und darum dächte ich, daß auch die Vorsteher eines Alumnates keineswegs Tadel verdienen, wenn sie den jungen Geistlichen Anleitung zum Brevierbeten geben; wohl aber, wenn sie dies unterlassen, oder nicht auf die gehörige Weise verrichten. Denn je mehrere Mängel dieses Andachtsbuch hat, und je mehr zu besorgen steht, daß sich der jugendliche Sinn nur an diesen Mängeln stoßen, das Gute aber übersehen werde; um desto nothwendiger ist es, vor einer zu weit gehenden Geringschätzung des Breviers zu warnen. Und weil nicht jeder weiß, wie er sich eigentlich daraus erbauen soll, und weil demjenigen, der nicht eigends unterrichtet ist, Manches sogar unverständlich vorkommen muß; so wäre sehr zu wünschen, daß die jungen Geistlichen in eigenen Stunden über dies Alles belehrt würden.

Ueberhaupt kann ich bei dieser Gelegenheit nicht umhin, zu bemerken, daß alle Aufklärung, die sich mit Wegräumung bisher gegoltener Obliegenheiten beschäftigt, etwas Verdächtiges habe. Denn wenn auch der Fall, daß wir durch Fortschritte in der Erkenntniß der Wahrheit zu der Entdeckung gelangen, daß etwas keine Pflicht sey, was wir bisher dafür gehalten, nicht zu den Unmöglichkeiten gehören mag; so kann doch derjenige, den sein Nachdenken häufig auf Schlußsätze von einer solchen Art leitet, nicht einmal sich selbst versichern, um so viel weniger Andere überzeugen, daß nicht die Neigung zur Ungebundenheit einen geheimen Einfluß auf den Gang seiner Untersuchungen habe. Freilich ist es auf jeden Fall noch ungleich schändlicher, wenn sich Einige mit echt pharisäischer Scheinheiligkeit überreden, daß sie um ihres pünktlichen Brevierbetens wegen Gnade vor Gott finden würden, wenn sie auch noch so viele andere Pflichten des Prie-

sters und des Menschen übertreten: aber wenn wir im Geiste „unseres göttlichen Vorbildes Jesu“ urtheilen wollen; so darf uns der Anblick dieser Heuchler nicht verleiten, das Brevier zu verwerfen; sondern wir müssen, wie Er, bei ähnlichen Gelegenheiten sagen: Das Eine solltet ihr thun, das Andere nicht unterlassen. (Matth. 23, 23.)

S. 44 erwähnen Sie es als etwas Wünschenswerthes, daß unter der katholischen Geistlichkeit „ein Hinneigen „zu dem Wenigen“ entstehe, „was in der Schrift „und in den ersten Jahrhunderten begründet „ist, was aber das Reich Gottes trägt.“ Aehnliche Aeußerungen hört man so oft, daß ich es Ihnen nicht sehr verargen könnte, wenn Sie durch das Urtheil so Vieler Sich hätten verleiten lassen, demselben beizutreten, ohne es hinlänglich geprüft zu haben. Hiezu kommt noch der Umstand, daß sich dieses Urtheil durch den Schein einer in unsern Tagen so seltenen Bescheidenheit und Frömmigkeit anempfiehlt. Denn klingt es nicht bescheiden, zu sagen: daß unser Zeitalter, so weit es auch in allen Künsten und Wissenschaften fortgeschritten sein mag, in der Religion doch am Besten thäte, zu den Formen der ersten Zeit wieder zurückzukehren? Klingt es nicht fromm, zu behaupten, daß der Zustand der Kirche um so vollkommener war, je näher sie noch dem Zeitalter ihres göttlichen Stifters und der heiligen Apostel stand? Auch war St. Bernhard wirklich der Einzige nicht, der geseufzt: Quis mihi det, antequam moriar, ecclesiam Christi videre, sicut erat in diebus antiquis! — Und in der That, wenn man nur dasjenige aus den alten Zeiten wieder zurück wünschen würde, was St. Bernhard und Andere wünschten; so wäre an dem ganzen Wunsche nicht das Geringste zu

tadeln. Denn in gewissen Stücken, in ihrem Bußeifer, in ihrer Glaubensstärke, in ihrer großmüthigen Verachtung der irdischen Güter, in der Lebendigkeit ihrer Erwartung des ewigen Lebens, übertreffen und beschämen uns die ersten Christen gar sehr; und in einigen andern Stücken wird es wenigstens unschädlich sein, es uns so vorzustellen. Allein diejenigen, welche in unsern Tagen auf eine Rückkehr zu der ursprünglichen Einfachheit des Christenthums, auf eine Rückkehr zu dem „Wenigen, was „in der Schrift und in den ersten Jahrhunder„ten begründet ist," dringen, scheinen die alte Zeit auch noch um etwas zu beneiden, um das wir sie eigentlich nicht beneiden sollten, nämlich auch um die geringere Anzahl von Lehren und Vorschriften, welche man damals einzig zu glauben und zu beobachten brauchte.

Was einmal die Lehren betrifft; so sollte man, dächte ich, bevor man sich durch ihre größere Anzahl beschwert glaubt, erst untersuchen, ob sie nicht die Kennzeichen wahrer göttlich geoffenbarter Lehren haben? Fände sich dieses, dann sollten wir uns nicht beklagen, sondern wir müßten uns vielmehr Glück wünschen, daß wir in einem Zeitalter leben, darin so Vieles, das früher noch unbestimmt war, deutlich entschieden worden ist. Fänden wir aber das Gegentheil, entdeckten wir also, daß die katholische Kirche den Vorzug der Unfehlbarkeit, dessen sie sich berühmt, nicht wirklich habe: dann wäre es, glaube ich, Zeit, dies offen herauszusagen. Aber ich fürchte nicht, daß wir dies finden werden, sobald wir die Entscheidungen der Kirche nur ohne Leidenschaft prüfen, und Alles, was einen an sich gleichgültigen Umstand, z. B. bloße historische Fakta betrifft, von dem, was allein wesentlich ist, abscheiden.

Was zweitens die Vorschriften anlangt, die in der Kirche allmählich aufgekommen sind; so mögen uns immerhin verschiedene derselben lästig und zweckwidrig scheinen; wir mögen sodann auf ihre Abstellung oder Abänderung dringen: daß aber Alles, was spätern Ursprungs ist, abgeschafft, und nur die Disciplin der ersten Jahrhunderte wieder eingeführt werde; das sollte, glaube ich, kein Vernünftiger verlangen. Denn wie verschieden sind die Verhältnisse! und wie viel mehrere Verordnungen, als in der ersten Zeit nur möglich waren, kann es und muß es in unsern Zeiten geben! —

Was Sie §. 6 und 7 oder von S. 54—85 über das Cölibatsgesetz sagen, däucht mir im Allgemeinen sehr wahr; und ich erkläre unumwunden: es ist auch meine Meinung, daß die in der lateinischen Kirche bestehende Verordnung der Ehelosigkeit des geistlichen Standes verdiene aufgehoben zu werden. Nur mit der Art, wie Sie die Nothwendigkeit dieser Aufhebung darzuthun suchen, bin ich nicht recht zufrieden.

Ich glaube nämlich, daß wir in allen solchen Fällen, wo es sich um die Vergleichung der Vortheile und der Nachtheile einer gewissen Anstalt, und um die endliche Entscheidung der Frage handelt, ob sie dieserwegen verdiene beibehalten oder aufgehoben zu werden, nicht gehörig zu Werke gehen, sondern nur uns und Andere täuschen, wenn wir das Augenmerk, statt auf das Ganze, auf einzelne Beispiele heften. Von einer jeden Anstalt, die Beides, einige gute sowohl als auch nachtheilige Wirkungen hat (und eine solche ist doch der Cölibat gewiß), lassen sich immer, wenn man nur suchen will, einzelne Beispiele sammeln, die von ihrer Nützlichkeit, und wieder andere, die von ihrer Schäd-

lichkeit zeugen. Auch für den Cölibat ließen sich Beispiele anführen, die ein sehr vortheilhaftes Licht auf denselben werfen; obgleich es gewiß ist, daß seine guten Folgen ihrer Natur nach nicht so bekannt werden können, als seine schlimmen Wirkungen. Aber so wenig durch Anführung solcher Beispiele dargethan würde, daß der Cölibat überwiegend vortheilhaft sei; so wenig wird durch die bloße Anführung einzelner Beispiele von der entgegengesetzten Art die überwiegende Schädlichkeit desselben erwiesen. Und schon um deßwillen hätte ich also gewünscht, daß Sie in solche Einzelheiten, wie von S. 35—60 vorkommen, nicht eingegangen wären.

In diesem besondern Falle aber ist noch ein anderer Grund vorhanden, warum ich jenes Detail als einen Flekken in Ihrem Buche betrachte. Solche Erzählungen sind, wie Sie selbst sagen, ärgerlich! warum soll man sie also verbreiten? Zwar bei einigen dieser Geschichten, welche noch jetzt lebende und in Aemtern stehende Personen betreffen, entschuldige ich Sie durch den Gedanken, daß Sie durch diese Art von öffentlicher Brandmarkung derselben entweder ihre verdiente Absetzung bewirken, oder doch eine Warnung für Andere aufstellen wollten. Aber was für einen Nutzen können Erzählungen haben, wie sie auf Seite 69 oder 85 zu lesen sind? —

Aergerlich däuchte mir auch die zweimal (S. 59 und 78) vorkommende Behauptung, daß „gerade die besten „und edelsten Menschen, diejenigen, die wahre „Säulen der Kirche würden geworden sein, „am ehesten fallen.“ Wie? kann durch diese Behauptung nicht Mancher verleitet werden, sich gegen die Lokkungen der Sünde nachgiebiger zu beweisen? Und ist es

denn auch nur wahr, was Sie da sagen? Wenn Sie statt von dem wirklichen **Fallen**, von einer bloßen **Versuchung** dazu, oder von der **Beschwerlichkeit** und von den Opfern gesprochen hätten; wenn Sie gesagt hätten, daß gerade die besten Menschen das Joch der Ehelosigkeit am schwersten tragen: so läge in Ihrer Behauptung wenigstens kein **innerer Widerspruch**; wahr aber wäre sie (meines Erachtens) noch immer nicht. Denn ob ein Mensch in der Nothwendigkeit eines ehelosen Lebens viel oder wenig Beschwerlichkeiten und Versuchungen finde: das kommt doch wahrlich nicht auf seine **sittliche Güte**, auf seinen **Edelmuth** an, sondern das richtet sich nach ganz andern Umständen. Es kommt hier vornehmlich auf sein Temperament, auf seine Erziehung, auf die ihm beigebrachten Begriffe, auf die Beschaffenheit der Bilder, mit welchen seine Einbildungskraft erfüllt ist, auf seine Lebensweise, auf seine Umgebungen an; und höchstens ließe sich behaupten, daß Menschen, die ein sehr **reges Mitgefühl** besitzen, auch für die Geschlechtsliebe meistens viele Empfänglichkeit haben, und daher doppelt vorsichtig in ihrem Umgange sein müßten.

S. 74. und noch an mehreren andern Orten wird dem **Tridentinischen Kirchenrathe** so vieles Ueble nachgesprochen, daß ich besorge, nicht wenige Ihrer Leser dürften hiedurch geärgert und zu dem Fehlschlusse verleitet werden, daß die von diesem Concilium herrührenden Entscheidungen in Glaubenssachen sich für nichts weniger ansehen lassen, als für Entscheidungen des Geistes Gottes selbst, zumal da ich so gar keine Warnung vor diesem Fehlschlusse in Ihrem Buche finde. Wenn also Jemand, der so zu schließen geneigt ist, diese Blätter liest, so bitte ich ihn, Nachstehendes gewissenhaft zu überlegen.

Die Bischöfe, die in einem Kirchenrathe versammelt waren, möchten die Pflichten, die ihnen oblagen, auch noch so mangelhaft erfüllt haben; der Einfluß, den Irrthum und Leidenschaft auf ihre Entscheidungen nahm, möchte auch noch so groß sein: das Alles, behaupte ich, darf uns nicht im Geringsten abhalten, diese Entscheidungen, besonders wenn sie auch von der ganzen übrigen Kirche beifällig aufgenommen worden sind, als Wahrheiten zu betrachten, von denen Gott selbst zu erkennen gegeben, daß er sie von uns geglaubt wissen wolle, sobald wir sie kennen gelernt und als sittlich zuträglich für uns befunden haben. Die Frage nämlich, ob die versammelten Bischöfe alle mit der gehörigen Ueberlegung, nach ihrem besten Wissen und Gewissen gesprochen oder nicht, geht nur sie selbst an; nur sie haben es zu verantworten, wenn sie nicht thaten, so viel sie vermochten, um würdige Organe des Geistes Gottes zu werden: aber Organe, obgleich unwürdige, blieben sie auch selbst im Verneinungsfalle; blieben es, damit durch ihre Schuld nicht auch uns, die wir an ihren Vergehungen unschuldig sind, Abbruch geschähe. Und wenn dies nicht wäre, wenn wir nur dann auf die Entscheidungen eines allgemeinen Kirchenrathes vertrauen könnten, wenn wir uns erst versichert hätten, daß die versammelten Bischöfe Alles gethan, was ihre Pflicht erheischte: so könnten wir nie sicher sein, die Wahrheit zu hören; sondern wir müßten vielmehr wegen der menschlichen Schwachheit immer im Voraus schließen, der Geist Gottes habe sich ihnen nicht mitgetheilt, weil sie gewiß nicht — ein jeder Einzelne — ganz ihre Pflicht gethan.

Aber man fragt vielleicht, warum wir nur überhaupt zu einem solchen Mittel, wie die Entscheidungen eines Kirchenrathes sind, unsere Zuflucht nehmen sollen? Und

hierauf antworte ich: weil es, auch abgesehen von aller Verheißung eines göttlichen Beistandes, das Vernünftigste bleibt, so zu verfahren. Denn obgleich es sehr wahr ist, daß gewisse Streitigkeiten, namentlich solche, die zu ihrer Beurtheilung viele Gelehrsamkeit erfordern, überaus schlecht entschieden würden, wenn man der bloßen Mehrheit der Stimmen nachgehen wollte: so ist es doch bei Fragen, welche den Gegenstand der Religion betreffen, ein Anderes. Dasjenige, was hier allein von Wichtigkeit ist, läßt sich fast immer von einem Jeden, der nur gesunden Menschenverstand hat, auf eine gleiche Weise beurtheilen. Wenn wir daher bei Zweifeln, welche in dieses Gebiet gehören, nicht bloß unsrer eigenen Einsicht vertrauen, sondern auch Andere befragen, nicht Einige bloß, sondern Viele, ja Alle vernehmen; und endlich nur an dasjenige uns halten, was nicht bloß den Beifall der Mehrzahl, sondern den Beifall Aller (also nebst jenem der Ungelehrten auch den der Gelehrten) erhielt: so haben wir Alles gethan, was wir nur konnten, um zur Gewißheit zu gelangen; so dürfen wir eben deßhalb mit aller Zuversicht annehmen, daß uns Gott nicht werde irren lassen. Dies, sage ich, dürften wir annehmen, auch wenn wir hierüber keine uns von Gott selbst gegebene Verheißung hätten. Um wie viel mehr, da wir uns einer solchen erfreuen! Wir lesen ja: „Ich werde bei euch sein bis an das Ende der Zeiten (Matth. 28, 18); ich werde euch senden den Geist der Wahrheit, auf daß er euch in alle Wahrheit leite (Joh. 16, 13); die Pforten der Unterwelt sollen die Kirche, die ich gründe, nicht überwältigen (Matth. 16, 18); vielmehr soll es einst nur Einen Hirten und nur Eine Heerde geben (Joh. 10, 16);“ u. s. w. Wir

wissen, daß diese und ähnliche Stellen der heiligen Schrift die wahre Ursache gewesen, daß Millionen Menschen bereitwillig waren, das anzunehmen, was eine allgemeine Versammlung entschieden hatte. Wir prüfen die sämmtlichen Lehren, die von der Kirche jemals mit einer allgemeinen Uebereinstimmung angenommen wurden, und finden, daß sie alle das Gepräge der Vernunftmäßigkeit und sittlichen Zuträglichkeit haben. Dies Alles finden wir; und wir könnten noch ferner zweifeln, ob die gütige Fürsehung Gottes nicht unter Andern auch darum niederschreiben ließ, was ich so eben angeführt habe, damit wir die Entscheidungen der Kirche, an die wir uns auch schon außerdem als an das Sicherste zu halten genöthigt wären, nun selbst mit der Zuversicht göttlicher Offenbarungen annehmen könnten? Sie sind dies, und sie bleiben dies, wie vielen Antheil auch menschliche Irrthümer und Leidenschaften an ihrer Gestaltung gehabt haben mögen; denn in der Hand Gottes muß auch das Böseste nur als ein Mittel zur Ausführung seiner Zwecke dienen. —

Da Sie S. 80 des Bibelverbotes erwähnen, so sei mir vergönnt, bei dieser Gelegenheit ein Wort zu sagen, das nicht die Absicht hat, jenes Verbot (sofern es wirklich besteht) zu rechtfertigen, sondern nur etwas in Erinnerung zu bringen, das man gewöhnlich zu vergessen scheint, wenn man auf unbedingte Verbreitung der Bibel dringt. Die Bibel ist freilich Wort Gottes, und als solches von unschätzbarem Werthe für uns; aber geht man nicht doch zu weit, wenn man sich überredet, daß dieses Buch deßhalb gar keinen Schaden stiften könne? Die Erfahrung hat auf eine traurige Weise gelehrt, daß eine unvorsichtige Verbreitung der Bibel, nicht nur bei Kindern und jungen Leuten viel Unheil stiften könne, sondern daß auch Er-

wachsene oft die Aussprüche derselben misverstehen und misdeuten, sie zur Beschönigung schändlicher Absichten misbrauchen, am häufigsten aber durch sie verleitet werden, manche sehr heilsame Lehren, Verfügungen und Gebräuche bloß aus dem Grunde zu verwerfen, weil ihrer hier nicht gedacht wird. Können wir nun wohl glauben, daß es Gott wohlgefällig sei, wenn wir Veranlassung zu solchem Uebel geben? Und ist es denn also so unvernünftig gewesen, wenn die Vorsteher der katholischen Kirche zu Zeiten, wo die Gefahr eines Misbrauches größer als sonst geworden war, die Verfügung trafen, daß Niemand die Bibel lese, wenn er nicht erst von seinem Seelenfreunde, als von demjenigen, der ihn genau genug kennt, um zu beurtheilen, ob auch bei ihm Gefahr vorhanden wäre oder nicht, die Erlaubniß dazu erhielte? — Dabei will ich nicht in Abrede stellen, daß viele Beichtväter zu ängstlich vorgegangen sein mögen; nicht in Abrede stellen, daß manche unter ihnen, und vielleicht selbst einige Vorsteher der Kirche Gefahr für die Religion dort sahen, wo eigentlich nur Gefahr für den Aberglauben war. Aber dann müssen wir nicht wider jene Maßregel an und für sich, sondern nur wider eine solche Anwendung oder Auslegung derselben eifern. —

Ich bin weit entfernt, die Lehre der Theologen de fructu speciali et specialissimo, deren Sie S. 93 und dann wieder S. 268 erwähnen, zu einer eigentlichen Glaubenslehre erheben zu wollen; aber mir däucht, daß sie, in ihrem gehörigen Sinne genommen, nicht nur unschädlich sei, sondern aus bloßen Gründen der Vernunft erwiesen werden könne. Die Folgerungen aber, die Sie ihr S. 94 zur Last zu legen scheinen, als ob es in der Macht des Opferpriesters stände, Jemand vom Nutzen der heiligen Messe ganz auszuschließen, oder die Frucht derselben

einer einzelnen Person nach Willkür **zuzustecken**, u. dgl. sind doch nur gehässige Consequenzen. Niemand hat solche Folgerungen gezogen, oder wenn Jemand sie auch zog, nie sind sie von den Vorstehern der Kirche gutgeheißen worden; sondern Papst **Alexander** VII. hat die Thesis: Duplicatum stipendium Sacerdos potest pro eadem missa licite accipere, applicando petenti partem etiam specialissimam fructus ipsimet celebranti correspondentem, selbst proscribirt.

Der 15. §. „**Die Liturgie im Allgemeinen**" S. 147 — 154 enthält die härtesten Beschuldigungen der in der katholischen Kirche herrschenden Liturgie. Hier heißt es unter Anderm S. 150. „So wurde der äußer„liche Gottesdienst das Mittel, die Religionsbegriffe zu „verfälschen, die Empfindungen der Tugend und echten „Frömmigkeit auszulöschen, und das Christenvolk in der „dümmsten Sinnlichkeit zu erhalten. Alle die Ausgeburten „des elendesten Aberglaubens, der verdorbensten in die „tiefste Finsterniß vergrabenen Jahrhunderte befinden sich „noch in der Liturgie der Katholiken. Man kann unmög„lich unverwerflichere Beweise der Geschmacklosigkeit, der „Unwissenheit und des Aberglaubens finden, als man in „den liturgischen Büchern der Katholiken antrifft. — Die „ganze katholische Liturgie mit ihrer fremden Sprache ist „nicht fähig, Moralität zu verbreiten. Das katholische „Volk wird durch blendenden Ceremoniendienst betäubt, „durch die fremde Sprache in Unwissenheit erhalten, durch „den Priestern einträgliche, die Moralität und die Christus„Religion untergrabende Andächteleien unter dem Scheine „der Religion um Geld und Verstand jämmerlich geprellt.— „Nur die Phantasie des Pöbels wird im Gottesdienste zu „einer gedankenlosen Andacht entzündet. Man muß sich

„verwundern, daß das katholische Volk nicht noch tiefer „im Aberglauben und in der Sittenlosigkeit versunken ist, „als es nach seinem Gottesdienste sein sollte“ u. s. w.

Ich zweifle nicht, daß Sie das Uebertriebene dieser Beschuldigungen bei kälterem Blute selbst fühlen; und da dies wohl auch bei Jedem unserer Leser, der den katholischen Gottesdienst einigermaßen kennt, der Fall sein dürfte; so halte ich es nicht für nöthig, mich in eine genaue Zergliederung und Beurtheilung derselben einzulassen; zumal da Sie auch keine Beweise beigebracht haben, sondern erklären, daß diese erst in den nachfolgenden §§. geliefert werden sollen. Was nun in diesen gesagt wird, wollen wir später betrachten; und so lassen Sie mich vor der Hand nur zwei Anmerkungen machen.

Zuvörderst meine ich, daß wir durch eine leidenschaftliche Herabwürdigung einer bis jetzt noch gesetzlich bestehenden Liturgie, statt Nutzen, überall nur Schaden stiften. Denn was könnten wir Gutes hiedurch bewirken? Etwa daß wir Solchen, die noch allzusehr für das Bestehende eingenommen sind, die Augen öffnen? Aber dazu ist ja wahrlich nicht nöthig, in Uebertreibungen zu verfallen, durch die wir vielmehr den Geist des Widerspruchs nur reizen und der guten Sache den Sieg erschweren. Oder wollen wir etwa durch ein solches Verfahren die Gemüther erhitzen, eine Art von Aufstand bewirken, und dadurch Jene, die sich aus ihrer trägen Ruhe nicht anders herausreissen lassen, zwingen, an eine zeitgemäße Abänderung zu denken? Doch wie gefährlich ist solch ein Unternehmen, und wer mag für die Folgen desselben stehen? Wer will es verantworten, wenn nun Tausende den bestehenden Gottesdienst ganz verlassen, und, weil noch kein anderer da ist, ohne alle religiöse

Uebungen dahin leben, und so von Jahr zu Jahr mehr verwildern? Auch für diejenigen endlich, die auf den Ruf des Staates oder aus eigenem Antriebe die neue Liturgie entwerfen sollten, ist nichts gefährlicher als eine allzu geringschätzige Meinung von dem Werthe des Alten, das durch ihre neue Arbeit verdrängt werden soll. Sie stellen sich dann die Aufgabe, die sie zu lösen haben, bei Weitem leichter vor, als sie wirklich ist; sie legen Hand an das Werk, ohne sich noch die nöthigen Vorkenntnisse erworben zu haben; sie schämen sich, von jenem Alten, das so verächtlich gemacht worden ist, auch nur Einiges noch beizubehalten, verwerfen deßhalb viel Mehreres, als verworfen zu werden verdiente, und weil sie auf das neue Gebäude, das sie von Grund aus aufführen wollen, nicht die gehörige Zeit und Mühe verwenden: so ist dasjenige, was wir am Ende erhalten, von allen Seiten betrachtet, kaum besser als das Alte, oder auf keinen Fall doch so gut, als es geworden wäre, wenn wir das Alte schonender beurtheilt hätten.

Meine zweite Anmerkung betrifft die von S. 167 — 177 Ihres Buches geführte Klage darüber, daß die Päpste nicht jedem einzelnen Bischofe gestatten wollten, die Liturgie beliebig einzurichten, sondern darauf drangen, daß der zu Rom gebräuchliche Kultus allenthalben angenommen werde. Ich begreife wohl, was Sie verleitet hat, über ein solches Ansinnen Klage zu führen. Der Zwang, den uns Rom gerade jetzt anthut, indem es nicht zulassen will, daß wir die Liturgie nach unsern gegenwärtigen Bedürfnissen verändern ist allerdings empfindlich, und es mag recht sein, daß wir uns darüber beklagen, und, wenn bescheidene Gegenvorstellungen durchaus nichts nützen sollten, endlich an andere Maßregeln denken. Allein wenn wir von diesem besonderen Falle absehen, und nur davon sprechen, was über-

haupt, d. h. in den meisten Fällen, billig und in der Ordnung ist: müssen wir da nicht gestehen, daß es sehr gut sei, wenn der Primas der Kirche nicht einem jeden Bischofe erlaubt, den Kultus nach Belieben einzurichten, und darauf dringt, daß eine gewisse (eben nicht allseitige) Gleichförmigkeit zu Stande komme? Was würde selbst noch in unserm gebildeten Zeitalter die Folge davon sein, wenn einem jeden Bischofe eingeräumt würde, den öffentlichen Gottesdienst, wie es ihm gut dünkt, zu ändern? Auf welche Abwege von der verschiedensten Art würden da Viele gerathen! Welche Verwirrung würde bald in der ganzen katholischen Christenheit entstehen! — Wenn wir die Geschichte fragen, woher die vielen, uns jetzt beinahe unglaublichen Misbräuche, durch welche der öffentliche Gottesdienst in einzelnen christlichen Ländern einst entweiht worden ist, ihren Ursprung genommen: so erfahren wir, daß es nicht der Gehorsam, sondern vielmehr der Ungehorsam gegen Roms Anordnungen gewesen sei, der sie zum Vorscheine brachte. Haben wir also Ursache, uns zu entsetzen, daß man so tief sinken konnte; so ist es gewiß, wir würden das Schauspiel eines noch ungleich schrecklicheren Verfalles vor uns sehen, wenn Rom nicht dem Verderben wenigstens einigermaßen entgegen gewirkt hätte.

In Ihrem 16ten §. (S. 154 — 232.), darin Sie die Nothwendigkeit erweisen, den öffentlichen Gottesdienst in der Volkssprache zu halten, kommt in der That vieles Wahre und Schöne vor, selbst Manches, was den Vorstehern der katholischen Kirche zu großer Ehre gereicht, und nicht ohne Erbauung gelesen werden dürfte. Hieher gehört z. B., daß man den Gottesdienst gleich in der ersten Kirche in den verschiedensten Sprachen gehalten (S. 161), und nur in römischen Provinzen, wo die lateinische Sprache

größtentheils Volkssprache war, in der lateinischen (S. 175); daß man in späterer Zeit, als die lateinische Sprache anfing, dem Volke unverständlich zu werden, sogleich befohlen habe, die Predigt in der Volkssprache zu halten; daß man die heilige Schrift frühzeitig in die verschiedenen Sprachen des Volkes übertragen habe (S. 180); daß Papst Johann VIII. in seinem Schreiben an Zwentibold erklärte, „es laufe nicht dem Glauben zuwider, in der slavischen „Sprache Messe zu lesen, das Evangelium und die übrigen „Schriften des alten und des neuen Testamentes in guter „Uebersetzung und Erklärung zu lesen, oder die Tagzeiten „zu singen; denn der, welcher die drei Hauptsprachen, die „hebräische, griechische und lateinische gemacht hat, habe „auch alle übrigen Sprachen zu seinem Lobe und zu seiner „Ehre gemacht" (S. 188); daß Papst Innocenz III. auf dem vierten Lateranensischen Kirchenrathe es allen Bischöfen zur Pflicht gemacht, in allen Diözesen und Städten, wo Völker von verschiedenen Sprachen beisammen wohnen, taugliche und tüchtige Männer anzustellen, die denselben nach Verschiedenheit der Sprachen und Gebräuche den Gottesdienst hielten und die heiligen Sakramente ausspendeten (S. 190); daß auch noch Innocenz IV. einem Bischofe auf sein Verlangen die Erlaubniß gegeben, den Gottesdienst in der Landessprache zu halten, eo quod sermo rei, et non res sermoni est subjecta (ebend.); daß auch die chinesischen Missionäre aus der Gesellschaft Jesu die verlangte Erlaubniß erhielten, im chinesischen Reiche den Gottesdienst in der chinesischen Sprache zu halten (S. 192); daß auch noch in unsern Tagen Papst Pius VI. dem herzoglich wirtembergischen Hofe die Erlaubniß gegeben, alle Sonntage eine deutsche Messe halten zu dürfen (S. 193); daß endlich in der orientalischen Kirche der

Gottesdienst in Sprachen abgehalten werde, welche dem Volke eben nicht unverständlich sind (S. 226), theils nämlich in der ruthenischen, theils in der walachischen, theils in der altgriechischen Sprache, deren die erste in ganz Rußland, in Ungarn, Slavonien und Kroatien, die zweite in Ungarn, Siebenbürgen, der Walachei und der Moldau, die dritte endlich von den gemeinen Griechen (die das Neugriechische sprechen) fast ganz verstanden wird. (S. 228 und 229.)

Um so befremdender ist es, wie Sie diesen §. mit der Invektive anfangen konnten: „Die größte Thorheit „und zugleich die höchste Unverantwortlichkeit ist es, daß „das Pfaffenthum den Gottesdienst nach und nach von „dem Gottesdienste der Laien gänzlich abgesondert, „und statt der Muttersprache überall eine fremde, dem „Volke unverständliche Sprache eingeführt hat!" Und in diesen höchst leidenschaftlichen Ton fallen Sie in der Folge noch mehrmal zurück. So liest man S. 156: „heißt „es also nicht die Gottesverehrung vernichten, ganze „Nationen in moralischem Sinne aus dem Allerheiligsten „verbannen, und sie lediglich auf die physische Gegenwart „im Heiligthum beschränken, wenn man sie in einer frem„den Sprache in der Kirche bedient?" — Und S. 158: „Von unverständlichen Redensarten, von einem heiligen „Helldunkel bei flammenden Kerzen (?), von Blicken und „Geberden des Funktionärs (?), um nach Art der Hiero„phanten die Augen des Andächtigen magnetisch anzu„ziehen, wissen die Apostel nichts." (Ja wohl; aber auch unser katholisches Ritual weiß, dächte ich, nichts von diesen Dingen.) S. 196 heißt es: „Das kann nur der Kopf „eines Römlings aushecken;" und S. 197: „O Un„sinn ohne Gleichen!" u. s. w. Auch dürfte es nicht leicht

sein,

sein, anzugeben, zu welchem sittlichen Zwecke Sie die Erzählungen S. 182—183 und S. 185—186 aufgenommen?

Eigentlich kann man, wie selbst aus dem Wenigen, was Sie hierüber beigebracht haben, erhellet, gar nicht behaupten, daß die Vorsteher der katholischen Kirche den Gebrauch der Volkssprache beim Gottesdienste ganz untersagt hätten. Denn auch die Predigt ist doch ein Theil, und ein sehr wichtiger, des Gottesdienstes; und wird bekanntlich überall in der Volkssprache gehalten. Ferner werden fast allenthalben, oder es könnten doch, ohne daß es das Ritual nur im Geringsten verbietet, während der heiligen Messe Lieder gesungen werden, die in der Volkssprache abgefaßt sind. Eben so wird auch bei der Ausspendung der Sakramente, bei der heiligen Taufe, beim Sakramente der Ehe, wenn das heilige Abendmahl Kranken gereicht wird, nach ausdrücklicher Vorschrift des Rituals, Gebrauch von der Volkssprache gemacht. Und so zeigt es sich denn am Ende, daß in unserm katholischen Gottesdienste beinahe eben so Vieles in der Volkssprache vorgenommen wird oder doch vorgenommen werden könnte, als in dem ganzen Gottesdienste der Protestanten vorkommt.

Worüber sich also noch streiten ließe, ist höchstens, ob es nicht besser wäre, noch Mehreres in den Volkssprachen vorzunehmen, und die lateinische Sprache ganz zu verbannen?

Was nun den ersten Theil dieser Frage anlangt; so möchte ich ihn unbedenklich bejahen. Noch Manches von dem, was der Priester gegenwärtig in der lateinischen Sprache betet, könnte zur wahren Erbauung der Anwesenden in die Volkssprache übertragen werden. Daß es aber

nothwendig, ja auch nur nützlich wäre, die lateinische Sprache ganz zu entfernen: das haben (wie ich meine) weder Sie, noch Andere, die über diesen Gegenstand bisher geschrieben haben, erwiesen. Einmal ist doch unwidersprechlich, daß es bei einem jeden öffentlichen Gottesdienste gewisse Zeitpunkte gebe, die der Liturge sowohl, als auch die Anwesenden am füglichsten in einer stillen Andacht zubringen mögen, hat doch z. B. auch Reinhard für dienlich befunden, in jeder seiner Predigten nach dem Eingange einige Minuten der stillen Andacht zu weihen. Möchte nun auch Vieles, was in diesen stillen Augenblicken gebetet und gethan werden soll, der bloßen Willkür anheim gestellt werden: so wird es doch gut sein, Einiges davon nicht dem Belieben zu überlassen, sondern vorzuschreiben, wäre es auch nur als eine Anleitung, deren man sich zu bedienen hätte, sofern man nichts Besseres weiß. Daß nun auch alle diese Anleitungen zum Gebete, selbst für den Priester in den verschiedenen Volkssprachen abgefaßt werden sollten: das wäre wenigstens ein sehr überflüssiges Begehren, sobald man fordern darf, daß es, nebst der Volkssprache, auch nur noch eine einzige andere gebe, die jeder Geistliche versteht. Nun ist es sicher nicht zu viel gefordert, daß jeder Gebildete (und die Geistlichen sollen doch zu den Gebildeten gehören) nebst seiner Landessprache noch diejenige Sprache erlerne, die man zum allgemeinen Verständigungsmittel aller Gebildeten auf dem ganzen Erdenrunde erwählt hat. In dieser gelehrten Sprache sollte eben darum Alles, was bloß für Gelehrte bestimmt wird, und wovon man wünschte, daß es in allen Ländern bekannt werden möchte, geschrieben werden; insonderheit also auch die Gebetsformulare für den geistlichen Stand; womit noch gar nicht gesagt ist, daß man diese Gebete nicht auch in die Volkssprache übersetzen dürfte,

wie denn die Vorsteher der katholischen Kirche dieses bekanntlich nicht nur erlaubt, sondern selbst anbefohlen haben.

Wenn sich der geistliche Stand in den besagten Theilen des öffentlichen Gottesdienstes wirklich dieser gelehrten Sprache bedient: so bringt dies meines Erachtens ein paar eigene Vortheile hervor. Erstlich kann nun der Geistliche ganz so, wie es die Andacht theils fordert, theils doch beförderlich findet, die Worte seines Gebetes, statt sich dieselben bloß zu denken, mehr oder weniger laut aussprechen, ohne besorgen zu müssen, daß er die ihm zunächst Stehenden hiedurch zerstreuen werde; denn wenn sie die Worte nicht verstehen, so werden sie auch nicht durch sie beirrt.

Zweitens ist es natürlich, daß sich die gelehrte Sprache bei der großen Menge immer in einem gewissen höheren Ansehen erhalte, als die gemeine Landessprache besitzt, und dieses Ansehen wirkt denn auch wohlthätig ein auf die Achtung, der sich der öffentliche Gottesdienst zu erfreuen hat, wenn er theilweise wenigstens in dieser Sprache vollzogen wird.

Sogar wenn Einiges von demjenigen, was der Priester laut, und daß es Alle vernehmen können, vorträgt, in der gelehrten Sprache ausgedrückt wird; so kann ich dieses nicht ganz so ungereimt finden, als Sie es darstellen. Denn wenn das Volk nur weiß, was ohngefähr diese Gebete enthalten (und daß man dem Volke alljährig die Gebete des Priesters bei der heil. Messe erkläre, ist anbefohlen): so kann es sich ja daran erbauen, auch ohne den Sinn jedes einzelnen Wortes zu verstehen.

Es ist mir unbegreiflich, wie Sie es bei der Abfassung des §. 17: „Kritik des Meßbuches" (S. 232—

256) nicht selbst gefühlt, daß Sie hier Alles nicht bloß bis in das Unwahre, sondern selbst bis in das Unwahrscheinliche übertrieben haben. „Was soll man (rufen Sie Seite „241 aus) von katholischen Geistlichen denken, die zum „Altare gehen, und die Fabelmessen von der Loretto-Ca„pelle, von den fünf Wundern des Franziskus, oder Ma„ria von Carmel, so viele Messen zu heiligen Müßiggän„gern, Schwärmern, Phantasten lesen?" Und S. 243 heißt es: „Die einzelnen Theile einer jeden Messe haben „ganz und gar keine innere Verbindung, sind ohne Wahl „und Geschmack an einander gereiht, und können keine zu„sammenhängende Erbauung, keine Ordnung und Deut„lichkeit der Begriffe, keine bestimmte, auf einen gemein„samen Punkt hinzielende Gesinnung der Religion erzeu„gen." Und S. 249: „Nirgends ist Deutlichkeit, Ord„nung, Richtigkeit echt christlicher Begriffe, Zusammenhang „der Gebete, Lesestücke, erbauende Kraft, Schönheit, Man„nigfaltigkeit zur Einheit verbunden!" — S. 250: „Was soll „das viele Hin- und Herlaufen des Priesters und des „Altardieners, das oftmalige rechts und links um„kehrt euch, das oftmalige Küssen des Altars, das viele „Kreuzmachen (in einer feierlichen Messe werden ihrer 51 „gemacht)? Die vielen Rubriken schreiben einige hundert „Bewegungen vor, welche der Priester bald links, bald „rechts, bald mit dem Kopfe, bald mit den Händen, bald „mit den Fingern, bald mit den Füßen machen muß. Bei „vielen dieser Ceremonien muß der Geist des Priesters „nothwendig zerstreut werden, weil es unmöglich ist (?), „alle diese Kleinigkeiten zu beobachten, ohne seine Aufmerk„samkeit, die man dem Wesentlichen der Religion schul„dig ist, mit den geringfügigsten Dingen von der Welt „zu theilen. Bei einem feierlichen Amte, mit Assistenz ge-

„halten, ist der Ceremoniendienst so gehäuft, daß auch der „frömmste Priester nichts denken und empfinden kann, weil „er stets auf Kleinigkeiten sein Augenmerk richten muß, „damit er nicht etwa weniger verrichte, als er soll, oder „seinem Diener ins Handwerk greife, und es alle Anstren„gung erfordert, diesen theatralischen Hofdienst noch „in einer ziemlichen Haltung zu verrichten. Was soll „man erst sagen, wenn ein Bischof in pontificalibus ein „Amt hält? Wie verschwindet die Gottheit (?) hier vor „dem menschlichen Hochmuth?“ u. s. w.

Verhielte sich die Sache wirklich so, wie sie Ihnen, als Sie dies schrieben (denn dieses will ich glauben) erschienen war: so wäre ja nicht zu begreifen, wie es so viele tausend vernünftige und rechtschaffene Geistliche in der katholischen Kirche gebe, die nicht nur sonn- und festtäglich, sondern auch häufig in der Woche, ja vielleicht täglich, die heil. Messe lesen, ohne hiezu genöthigt zu werden, und mit dem Bekenntnisse, daß diese heilige Handlung ihnen ein wahres Labsal gewähre, daß sie ihr Trost, ihre Erquickung und Stärkung sei! Gewiß wollen Sie nicht so weit gehen, dies Faktum zu leugnen, und zu behaupten, daß alle diese Tausende entweder Heuchler oder Wahnwitzige wären. Ja, ich möchte fast wagen, auf Ihre eigene Erfahrung mich zu berufen, und zu fragen: ob Sie die heil. Messe nie selbst mit Andacht gelesen? Doch auf diese Frage haben Sie ja S. 259 schon die befriedigendste Antwort ertheilt, indem Sie dort ausdrücklich sagen, daß es allerdings „fromme Priester gebe, wel„che mit möglichster Reinigkeit ihres Gewissens, mit Zer„knirschung, lebhaftem Glauben, brünstiger Liebe und „Ehrfurcht die heilige Handlung begehen.“ — Ist es aber möglich, nur Eine Messe mit Andacht zu

lesen; so glaube ich, es könnten auch alle mit Andacht gelesen werden; denn der Unterschied zwischen der Einen und der andern ist doch wahrlich nur unbedeutend; und was sich in den Messen, die Sie als Beispiele der Anstößigkeit aufzählen, Befremdendes findet, liegt nur in etlichen Worten, die eine Anspielung auf ein erdichtetes Wunder, oder sonst eine andere irrige Vorstellung enthalten.

Ich lebe vielmehr der Meinung, daß nur an uns Geistlichen die Schuld sei, daß es uns nur an einem wahren Eifer oder an der erforderlichen Geschicklichkeit und Aufklärung fehle, wenn uns die Messe, statt zu erbauen, ärgert. Seien wir nur von Herzen demüthig (Matth. 11, 29), sträuben wir uns nur nicht, Gebräuche und Worte, in die wir recht füglich einen erbaulichen Sinn legen können, zu unserer Erbauung zu benützen, trotz dem, daß sie aus einem Zeitalter herrühren, dem wir an Kenntnissen gewisser Art überlegen sind, oder daß Manche damit einen andern, einen unrichtigen Sinn verbanden: und es wird uns gewiß, wie in der ganzen katholischen Liturgie, so auch in der heil. Messe nichts ärgerlich vorkommen. Den Reinen wird Alles rein sein (Tit. 1, 15). Auch unser Herr und seine ersten Schüler erbauten sich an Psalmen, die der Gebrauch für bestimmte Zeiten des Tages eingeführt hatte, obgleich man ohne Zweifel gegen die Zweckmäßigkeit der Auswahl dieser Psalmen, und gegen das Erbauliche ihres buchstäblichen Sinnes gar Manches mochte einwenden können. Warum könnten nicht auch wir nach dem Beispiele Jesu, wenn wir in unserm Gottesdienste auf eine Vorstellung stoßen, die uns unrichtig scheint, gerade von daher einen Anlaß zu sehr heilsamen Betrachtungen und Entschließungen nehmen? warum nicht

Gott in Demuth danken für die Fortschritte, die unsre Zeit in der Erkenntniß gemacht, zugleich aber auch erwägen, welche erhöhte Verbindlichkeiten unsre bessere Einsicht uns auflegt?

Um über die Schicklichkeit des Psalmes Judica zu dem sogenannten Stufengebete nicht erst zu streiten: so ist doch das Aergerniß, welches Sie (S. 244) an dem Confiteor nehmen, weil man ja seine Sünden den Heiligen nicht wie Gott bekennen könne, wahrlich nur ein genommenes, nicht gegebenes Aergerniß. Sprechen wir nicht alle Tage, daß wir bereit seien, etwas vor Gott und Menschen, ja vor der ganzen Welt zu bekennen; und heißt es nicht auch in der Apok. 3, 5: ἐξομολογήσομαι τὸ ὄνομα αὐτȣ̃ ἐνώπιον τȣ̃ Πατρός μȣ, καὶ ἐνώπιον τῶν ἀγγέλων αὐτȣ̃?

Ueberhaupt mache ich Jedem, der das Missale nicht kennt, wenn er lateinisch verstehet, den Vorschlag, es nur zur Hand zu nehmen, um sich durch seine eigene Ansicht zu überzeugen, ob es die harten Vorwürfe, mit denen Sie es überhäufen, verdiene.

Daß der von Ihrer Landesregierung angeordnete Bußtag von Seite der geistlichen Behörde nicht eifriger benützt werde, ist allerdings rügenswerth: wienach Sie aber S. 240 auch in dem Umstande, daß dieser Tag in dem Direktorium als ein Festum fori, bezeichnet wird, eine gewisse Richtachtung desselben finden wollen, ist mir ein Räthsel. Der Ausdruck: Festum fori wird ja doch überall gebraucht, wo man anzeigen will, daß das betreffende Fest auch ä u s s e r l i c h (in foro, d. h. im bürgerlichen Leben) wie irgend ein Sonntag gefeiert werden müsse; und er hat so wenig die Absicht einer Herabsetzung

solcher Feste, daß er auch bei den größten Festen, z. B. am Tage von Christi Himmelfahrt u. a. beigesetzt wird.

Doch ich eile zu Ihrem 18ten §. „die Privatmesse" (S. 256—278), worin ich mit Ausnahme weniger Stellen Alles nach meinem Sinne gefunden. Ich kann mir deßhalb das Vergnügen nicht versagen, Einiges auch hier zu wiederholen.

Sie eifern mit vollem Rechte gegen den Misbrauch, für das Lesen der heil. Messe Bezahlung anzunehmen; und führen die Beschlüsse mehrerer Concilien an, die sich bemühten, diesem Unwesen zu steuern, z. B. S. 260 die kräftigen Worte des Kölner Kirchenrathes (1536. p. 2. c. 9): „Schmerz und Schrecken überfällt uns, wenn wir allenthalben unwürdige, offenbar lasterhafte Mieth- und Bettelpriester sehen, welche sich nicht aus Andacht, sondern oft bloß, um das Meßgeld zu gewinnen, an den Altar drängen. Solchen steht der Untergang bevor, und ihre Verdammung schläft nicht!" Oder S. 264 die Klage des Conciliums von Toledo (1324. c. 6): „Wir vernehmen mit äußerster Betrübniß, daß einige von abscheulichem, fluchwerthem Geize verblendete Priester Geld für ihre Messen fordern, und unverschämt genug sind, mit der Messe, wie mit zeitlichen Dingen, eine Art von Handel zu treiben; woraus bei den Meßzahlern der böse Wahn entspringt, als ob die Priester ein Recht hätten, die Gnade Gottes und Jesum Christum selbst, der im Sakramente enthalten ist, zu verkaufen. Indem nun dieses heilige und unschätzbare Opfer, wie alle Sakramente, umsonst verrichtet werden muß: so verbieten wir den Priestern auf das Schärfste, für die Messe Geld oder sonst eine zeitliche Vergeltung zu fordern." — Zu den

vielen Stellen, welche Sie über diesen Gegenstand beibringen, verdiente wegen des Misbrauchs, dessen Sie S. 264 erwähnen, auch noch hinzugefügt zu werden, daß schon Papst Alexander VII. im J. 1665 den Satz verdammt habe: Sacerdos, cui missae celebrandae traduntur, potest per alium satisfacere, collato illi minori stipendio, alia parte stipendii sibi retenta.

Weggewünscht hätte ich aber, was Sie S. 259 von der Lehre einiger Moralisten erzählen; denn wenn es, wie schon Cicero sagte, nichts so Thörichtes gibt, das nicht von irgend einem Weltweisen wäre behauptet worden; so dürfen wir nicht verlangen, daß nicht auch unter den Theologen der katholischen Kirche Einzelne auf manchen Irrweg, auf manche wenigstens sehr anstößig klingende Behauptung gerathen seien. Auf jeden Fall hätten Sie beisetzen müssen, unter welchen einschränkenden Bedingungen jene Moralisten die dort erwähnte Erlaubniß geben.

So schlecht, wie Sie §. 19 den Nachmittagsgottesdienst in Schlesien schildern, ist er nicht überall bestellt; wie ich denn überhaupt, Dank sei es Gott! betheuern kann, daß viele der Misbräuche, die Sie als herrschend in Ihrem Lande beschreiben, in demjenigen, das ich mein Vaterland nenne, unbekannt sind. Aber die Wünsche, welche Sie S. 280 aussprechen, z. B. daß man in diesem Gottesdienste einzelne Stücke aus der heil. Schrift vorlesen und erklären möchte, sind freilich auch hier zu Lande noch unerfüllt. Ich unterschreibe sie vom Herzen.

Den bei der Taufe gewöhnlichen Exorcismus, über den Sie Sich §. 22 so gewaltig ereifern, finde ich nicht unanständig, und nicht jeder erbaulichen Auslegung unfähig.

Wie hätte sonst auch unser Herr Jesus selbst exorcisiren mögen?

Auch der Vorschlag des §. 23, daß man die Vollmacht, zu firmen, bloßen Priestern einräume, däucht mir nicht hinlänglich begründet. Sollten denn wohl die Firmungen, auch wenn der Bischof allein sie ertheilt, nicht in jeder Gegend hinreichend oft zurückkehren können? Und wenn dies nicht ist, und wenn die Diözesen einiger Bischöfe wirklich so weitläufig sind, daß sie nicht oft genug von ihnen durchreiset werden können: warum nicht lieber die Zahl der Bischöfe vermehren?

Daß aber die heilige Handlung der Firmung zweckmässiger, als es bisher an den meisten Orten geschieht, daß sie insonderheit ohngefähr so eingerichtet werden sollte, wie Sie S. 293—294 andeuten; ist auch meine Meinung. Es sollten, wünschte ich, nur solche Jünglinge und Mädchen zur Firmung zugelassen werden, die in den Gründen der Religion bereits vollständig unterrichtet sind, die eben darum nun das Bekenntniß ablegen könnten, daß sie, die man in ihrer Kindheit in den Schooß der Kirche aufnahm, ohne erst ihre Einwilligung zu erwarten, nunmehr aus eigener Ueberzeugung von der Wahrheit und Göttlichkeit dieser Religion der Kirche beigezählt sein wollen. Es versteht sich also von selbst, daß die zu Firmenden sich nicht ganz stumm verhalten, sondern auch einige Worte zu sprechen haben sollten.

Wie erfreute es mich, §. 24 unter der Ueberschrift Beichte S. 294. das Bekenntniß zu lesen: „Mir ist die „katholische Gewissenspflege, in ihrer Reinheit aufgefaßt, „eine der heilsamsten Anstalten der Kirche, und der wohlthätigste Ausfluß des Priesterthums. Im Beichtstuhle

„erscheint der Priester in der erhabensten Eigenschaft des „Amtes, dort schlägt die Stunde, das Herz vertrauensvoll „reden zu lassen zu dem Gewissen, und als Stellvertreter „der vergebenden Gottheit Worte des Trostes, der Ruhe „und der Versöhnung zu sprechen. Auch mag der Haupt„grund der Ohrenbeichte darin liegen, daß dem Priester die „Erkenntniß des innerlichen Zustandes des Sünders nö„thig sei, daß er seinen Leidenschaften auf den Grund sehen, „ihren Ursprung, ihr stufenweises Wachsthum, die innerli„chen und äußerlichen Triebräder seiner Handlungen ken„nen müsse, um die besten Mittel zur Besserung vorschreiben „zu können.“

Ich erlaube mir noch beizusetzen, daß sich die Verpflichtung zur Beichte für einen jeden katholischen Christen nicht etwa bloß auf eine von unsern Vorstehern erlassene Anordnung, sondern auf eine uns von Gott selbst gewordene Offenbarung gründe. Und dieses ist ganz eben so zu verstehen und zu erweisen, wie mehreres Aehnliche, dessen ich bereits erwähnte.

Daß es nämlich den Vorstehern unsrer Kirche nur in den Sinn gekommen ist, an ihre Glaubigen die Aufforderung zu solch einer Beichte zu machen, daß diese bei all dem Widerwillen, welchen die sinnliche Natur des Menschen vor einer solchen Handlung empfindet, doch sich bereit gezeigt haben, ihm Gehorsam zu leisten: das Alles ist nur den W u n d e r n, die Jesus Christus gewirkt, und insbesondere auch noch gewissen Worten, die er gesprochen, und die das Evangelium uns aufbewahrt hat, zu verdanken: „N e h m e t h i n d e n h e i l i g e n G e i s t ! W e m „i h r d i e S ü n d e n e r l a s s e t, d e m s o l l e n s i e e r l a s„s e n, w e m i h r s i e v o r e n t h a l t e t, d e m s o l l e n s i e

„vorenthalten sein.“ So lesen wir bei Joh. 20, 23. Wie nun von Allem, was in der Welt ist und geschieht, nichts ohne Zweck ist und geschieht: so wissen wir, daß auch die Aufnahme dieser Worte in das Evangelium eine besondere Absicht Gottes erfülle. Wie wir aber den Zweck, den Gott bei einer jeden Einrichtung, wie auch bei einem jeden einzelnen Ereignisse in der Welt hat (nicht den vollständigen, aber doch irgend einen, den er gewiß hat), erfahren; sobald wir untersuchen, was etwa Gutes und Ersprießliches aus dieser Einrichtung oder aus diesem Ereignisse hervorgegangen sei, oder durch den Hinzutritt gewisser möglicher Umstände wohl noch hervorgehen könne: so ist es auch mit jenen Worten der Schrift; und mit demselben Grade der Zuversicht, mit dem wir sagen können, daß eine gehörig verwaltete Beichtanstalt etwas Wohlthätiges sei, können wir auch behaupten, daß eine der Absichten, die Gott bei der Veranlassung jener Schriftstelle hatte, das Emporkommen einer solchen Beichtanstalt sei. Wie wir endlich jederzeit, wo wir auf eine uns heilsame Lehre durch einen Zusammenfluß ungewöhnlicher Ereignisse aufmerksam gemacht werden, behaupten dürfen, daß es Gott selbst sei, der uns auf diese Lehre hinweiset und uns zu erkennen gibt, daß er sie von uns geglaubt wissen wolle: so werden wir auch von der katholischen Beichtanstalt sagen dürfen, daß uns Gott auf sie verweise, und durch die Art, wie er zu ihrer Entstehung beigetragen hat, deutlich genug zu erkennen gebe, wie sehr er es wolle, daß wir sie wirklich zu unsrer sittlichen Vervollkommnung anwenden sollen. —

Gleich auf die schöne Stelle, die ich so eben aus Ihrem Buche angeführt habe, folgen die äußerst befremdenden Worte: „Allein von der jetzigen Einrichtung der

„Beichtanstalt behaupte ich, daß durch sie unmöglich die „Früchte erhalten werden, die man zu erzielen wünscht.“ Wie soll dies der Leser verstehen? Unter der Einrichtung einer Anstalt pflegt man sonst insgemein nicht einen bloß zufälligen, allen bestehenden Anordnungen zuwider laufenden Misbrauch der Anstalt, sondern vielmehr nur solche Beschaffenheiten derselben zu verstehen, die ihr gesetzlich zukommen. Nun wüßte ich aber nicht eine einzige das Sakrament der Buße betreffende Verordnung anzugeben, durch welche die Wohlthätigkeit derselben beeinträchtigt, geschweige denn aufgehoben würde; und auch Sie bringen uns keine solche Anordnung bei. Denn daß die Absolutionsformel lateinisch ausgesprochen wird (was Sie S. 295 rügen), das kann der Wohlthätigkeit dieser Anstalt doch wahrlich keinen Eintrag thun; da es jedem Priester unbenommen bleibt, seinem Beichtkinde den Sinn dieser Formel hinreichend zu erklären.

Daß man gewöhnlich in einem Beichtstuhle sitzt und von so vielen andern, auf die Entlassung des Einen, der eben die Beichte verrichtet, schon wartenden Büßern umgeben ist — das freilich ist ein großer Uebelstand; aber das Alles geschieht, so viel ich wüßte, nirgends auf höhere Anordnungen, die es gerade so und nicht anders verlangen. Vielmehr liegt jedem Seelsorger ob, seine Pfarrkinder zu belehren, daß die heil. Handlung der Beichte nicht in wenigen Minuten abgethan werden könne, daß es eben deßhalb nicht gut sei, wenn Viele an einem und eben demselben Tage zur Beichte gehen wollen, besonders wenn sich darunter auch Solche befinden, die mit verschiedenen schweren Sünden behaftet sind, oder deren sittlicher Zustand dem Beichtvater bisher noch unbekannt ist. Jedem Beichtvater wird es fer-

ner zur Pflicht gemacht, daß er diejenigen, die er nicht umständlich genug belehren kann, nicht absolvire, sondern auf eine andere Zeit bescheide. Jeder Beichtvater kann, wenn er nur will, das allzu nahe Herbeidrängen an den Beichtstuhl verbieten, kann wohl auch Beicht hören in einem eigenen Zimmer, geschieht es nur unter solchen Umständen und mit einer solchen Vorsicht, daß jeder Verdacht unziemlicher Absichten wegfällt.

Sollte es also doch wahr sein, was Sie S. 299 behaupten, daß die jetzige Beichteinrichtung (besser zu sagen, die Art, wie wir Gebrauch von dieser Einrichtung machen) „den moralischen Tod der Glaubigen befördere": ach! dann müßten nur wir, wir Priester an unsere Brust schlagen und bekennen, daß dieses unsere Schuld sei; denn von den Vorstehern der Kirche werden uns hier gar keine Hindernisse, auf die wir uns ausreden könnten, in den Weg gelegt!

S. 297 werden Sie durch die bekannte Sitte, dem Büßer Gebete zur Genugthuung aufzugeben, zu dem Ausrufe veranlaßt: „Wahrlich, eine erleuchtetere Nach-„welt wird es kaum glauben können, daß es ehemals Chri-„sten, ja selbst Väter der Christen gab, denen es Strafe „war, und die es als Strafe aufgaben, mit Gott zu re-„den und Wohlthaten von ihm zu erflehen!" — Sollten Sie Sich hier nicht in Etwas übereilt haben? Wer hat denn je gelehrt, daß die guten Werke, welche der Seelenfreund dem Büßer zur Genugthuung aufgibt, immer nur Strafen desselben sein müßten?

Ihr Vorschlag (S. 297 u. 298), daß man mehrere Bußtage im Jahre anordne, daß ferner der Seelsorger am Vorabende eines solchen Tages in der Kirche, in der Mitte

derjenigen, die diesmal zur Beichte gehen wollen, erscheine u. s. w., däucht mir bei Weitem nicht so gut, als wenn (wie schon an vielen Orten geschieht, und wie es durch einen eifrigen Seelsorger leicht allenthalben eingeleitet werden kann) kein Sonntag, ja kein Tag in der Woche vorübergeht, an dem sich nicht Einige zur Beichte einfinden; aber auch keiner eintritt, an welchem zu Viele auf einmal auf dem Verlangen, daß man sie Beicht höre, bestehen.

S. 309 kommt die Anmerkung vor, daß viele Theologen vor der Entscheidung des Tridentinischen Kirchenrathes die Ehe keineswegs als ein Sakrament angesehen hätten; ingleichen, daß auf jenem Concilium selbst sehr unhaltbare Gründe für die Siebenzahl der Sakramente vorgebracht worden seien. Alles wahr, aber was soll daraus folgen? Etwa, daß sich das Concilium geirrt, daß wir nicht völlig sicher sein können, wenn wir die Ehe für ein Sakrament halten? —

Wir wissen ja doch, daß der katholische Lehrbegriff einer Ausbildung fähig sei. Was anfangs nur als ein frommer Gebrauch aufkam, die Brautleute einzusegnen; Jahrhunderte lang auch als ein solcher schon Nutzen gestiftet hatte: das wurde in späterer Zeit zu noch viel größerer Erbauung aller Glaubigen als Sakrament erkannt, d. h. als ein Gebrauch erkannt, der, nebst demjenigen Nutzen, den uns die bloße Vernunft schon einsehen läßt, auch noch ganz eigene, nur durch die Kraft Gottes damit verknüpfte, und nur durch die Offenbarung uns versicherte Segnungen hat. Um diese Lehre von der sakramentalischen Würde der Ehe verwerfen zu können, genügt es nicht, ein Verzeichniß von christlichen Schriftstellern, denen das Sakrament der Ehe unbekannt war, zusammenzustellen, sondern man müßte

darthun, daß jene Lehre nicht sittlich zuträglich sei. Kann man dies nicht, (und wie sollte man es auch nur versuchen wollen?) so ist schon aller Streit über dies Dogma bloß durch den gegenwärtigen (sei es auch noch so spät erst entstandenen) allgemeinen Glauben der Kirche entschieden; zumal wenn wir gewahr werden, daß selbst eigene Stellen der heil. Schrift, z. B. Eph. 5, 32. mit zur Entstehung dieses Glaubens beitragen mußten.

Der Schluß, den sich die Theologen aus dieser Stelle erlaubten, wird noch nicht widerlegt durch die Bemerkung, daß der Apostel das Wort Sacramentum in einer andern Bedeutung genommen habe; sondern er würde nur widerlegt, wenn man beweisen könnte, daß eine solche Auslegung der Worte Pauli etwas Unsittliches sei. So hat es auch wenig auf sich, daß die Beweisgründe, welche die Theologen zu Trident für die Siebenzahl der Sakramente vorbrachten, keine objektive Gültigkeit haben: genug, daß sie doch in den Augen der damals versammelten Väter einiges Gewicht zu haben schienen, und somit beitrugen, daß diese sich nicht von jener Siebenzahl abbringen ließen. Je sonderbarer diese Gründe waren, je mehrere äußerst zufällige Zusammentreffungen, z. B. selbst astronomische Irrthümer mitwirken mußten, um die Väter vor dem durch eine falsche Aufklärung kürzlich entstandenen Wahne, daß man die Sakramente auf eine geringere Anzahl herabsetzen müsse, sicher zu stellen: um desto mehr Ursache haben wir, die Weisheit Gottes zu bewundern, die selbst den Irrthum, einen unschädlichen nämlich, als Mittel anwendet, um andere schädliche Irrthümer zu verhindern.

Wohlthuend war es mir, aus S. 332 zu ersehen, daß Sie Sich durch die vielen Misbräuche, die mit den Segnungen

nungen hie und da getrieben worden sind, nicht verleiten ließen, die Sache selbst zu verwerfen. Gewiß ist es auch ein recht vernünftiger Gedanke, jeden Gegenstand, den wir zu einem sehr wichtigen Zwecke bestimmen, ingleichen jede auch selbst geringere Gabe Gottes, deren wir uns zu unserem Genusse bedienen wollen, vor dem Gebrauche selbst erst durch ein eigenes Gebet zu segnen, d. h. Gott zu geloben, daß wir den Gegenstand vernünftig gebrauchen wollen, und ihn zu bitten, daß er durch seine Leitung aus diesem Gebrauche die ersprießlichsten Folgen für uns und Andere wolle hervorgehen lassen.

Allein auch bei den Wallfahrten, deren verderbliche Folgen Sie übrigens §. 39 (S. 339—348) in ein gehöriges Licht gesetzt haben, ließe sich anmerken, daß sie nicht gänzlich abgestellt zu werden verdienten. Denn sicher ist es doch nöthig, daß die Menschen nicht an dem Orte, wo sie einmal geboren sind, ihr ganzes Leben hindurch verweilen, sondern daß sie theils der Gesundheit wegen, theils zur Erweiterung ihrer Begriffe, theils noch um mancher anderer Vortheile willen von Zeit zu Zeit einige Reisen verrichten. Eben so zuträglich aber ist es, daß sie dergleichen Reisen nicht immer nur einzeln, sondern so viel es thunlich ist, in kleinen Gesellschaften, und unter der Aufsicht eines vernünftigen Mannes, wie etwa eines Geistlichen, vornehmen. Sehr wünschenswerth ist es endlich, daß sie solchen Reisen, ohne die schon genannten und jeden andern vernünftigen Zweck auszuschließen, wo möglich auch einen religiösen Charakter ertheilen, indem sie z. B. bei der Reise in eine gewisse Stadt, wo ein verdienter Mann, ein Heiliger einst gelebt hat, dieses als einen der interessantesten Umstände bei ihrer Reise be-

trachten, daß sie die Stätte, wo jener gelebt und gewirkt hat, besuchen u. s. w.

S. 359 kommen abermals mehrere Aeußerungen vor, über die ich nicht umhin kann, Ihnen Vorwürfe zu machen. Ihrem Verlangen nach sollen in Zukunft alle Ankündigungen der Ablässe (vollkommener sowohl als unvollkommener) ganz unterbleiben. „Denn (heißt es) wir „wissen ja eigentlich nicht, was der Ablaß ist, und wozu „er nützt. Das Tridentiner Concilium hat darüber die „ganze Welt in Zweifel gelassen.“ Und in der Note sezzen Sie bei: „Wahrscheinlich wird es erst in Zukunft „explicite erklärt werden. Der heil. Geist hat auf dem „Tridentiner Concil nur implicite geredet!“ — Dann fahren Sie weiter fort: „Erleuchtete Theologen lehren, „dem christlichen Alterthume gemäß, der Ablaß sei die Nach„lassung der ehemals von der Kirche den öffentlichen Büs„sern auferlegten Kirchenstrafen, und da diese sich nicht „mehr vorfinden, sei jener auch überflüssig. Ablässe für „die Verstorbenen taugen gar nichts. Denn über die Ver„storbenen hat die Kirche keine Gewalt. Auch waren sie „im Alterthume unbekannt. Der Schatz der überströmen„den Verdienste Christi und der Heiligen ist eine reine „Erfindung des römischen Hofes.“ —

Ist jener Spott in der Note, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, nicht ungeziemend? vollends in einem Buche, das eben bestimmt ist, die Begriffe nicht zu verwirren, sondern aufzuklären?

Die zu Trident versammelten Bischöfe verdienen alles Lob, daß sie in Fällen, wo keine vollkommene Uebereinstimmung herrschte, die Sache lieber gar nicht entschei-

den, als sich der Gefahr einer falschen Entscheidung, welche dann gewiß auch von der übrigen Kirche nicht wäre angenommen worden, und nur das Ansehen der übrigen Entscheidungen und Verfügungen des Concils geschwächt haben würde, aussetzen wollten. Das war auch bei der Lehre vom Ablaß der Fall. Der Gedanke aber, den Sie nur spottweise vorbringen, daß dasjenige, was damals noch nicht entschieden werden konnte, im Verlaufe der Zeiten vielleicht zu einer Entscheidung gelangen werde, läßt sich im Ernste festhalten, es müßte denn erlaubt sein, den Glauben an eine allmähliche Ausbildung des christlichen Lehrbegriffes, und mit ihm auch den Glauben an ein Fortschreiten unseres Geschlechtes den belachenswerthen Thorheiten beizuzählen.

Uebrigens sind wir auch jetzt schon über das Wesen des Ablasses nicht so sehr im Dunkeln, wie man nach Ihrer Aeußerung vermuthen sollte. Ich habe schon oben bemerkt, daß die Macht der Vorsteher in der katholischen Kirche, nicht nur des Papstes, sondern auch aller Uebrigen, keine ganz bestimmte und für immer unabänderliche Gränzen habe, sondern daß Jeder die Pflicht habe, immer so weit zu gehen, als er nach den so eben obwaltenden Umständen glaubt mit Nutzen gehen zu können; daß ein Jeder des Guten so Vieles vorschreiben solle, als es theils die Bereitwilligkeit der Glaubigen, theils auch die Eifersucht der weltlichen Regierungen verstattet. In diesem Geiste wurde schon zu den Zeiten der Apostel gehandelt; und weil die heidnischen Regierungen sich um das sittliche Betragen des Volkes sehr wenig kümmerten, und auch die gröbsten Ausschweifungen, schienen sie nur ihnen nicht unmittelbar gefährlich zu werden, ungeahndet ließen: so be-

nützten die christlichen Vorsteher ihr bei den Glaubigen erworbenes Ansehen dazu, daß sie ein jedes öffentliche Aergerniß, das unter diesen sich ergab, mit aller Strenge bestraften. Auch wer schon Reue bezeugte, wurde nicht gleich wieder in die Gemeinschaft aufgenommen, sondern mußte den Ernst seiner Besserung dadurch beweisen, daß er sich Jahre langen und oft sehr beschwerlichen Bußübungen geduldig unterzog. Allmählich kamen hierüber bestimmte Regeln (canones poenitentiales) auf, in welchen festgesetzt war, welche Art der Bußübung für jede Art von Verbrechen gefordert werden sollte, um den Büßer wieder als ausgesöhnt mit der Gemeinde betrachten zu können. Als in der Folge der Eifer der Glaubigen wieder bedeutend abgenommen hatte; zeigte es sich, daß ein Beharren auf jenen alten Forderungen nicht zeitgemäß wäre, und die Verirrten von der Rückkehr nur abschrecken würde. Statt daß man nun jene Regeln alsbald ganz aufgehoben hätte, that man, was ungleich weiser war, man führte dem Büßer zu Gemüthe, daß er nach den alten Satzungen zwar zu diesen und jenen so beschwerlichen und so vieljährigen Bußübungen verpflichtet wäre, erklärte ihm aber, daß man sie ihm entweder alle, oder doch einen Theil derselben erlassen wolle, so fern er gewisse andere an sich selbst leichtere, allein ersprießliche, und in den jetzigen Verhältnissen vielleicht noch zweckmäßigere Werke verrichten würde. Diese Anträge sind, welche den Namen der Ablässe trugen; und man begreift nun, was ein vollkommener oder ein unvollkommener, ein Ablaß von so und so vielen Tagen, Monaten oder Jahren bedeutet habe. Ein vollkommener Ablaß hieß nämlich eine Handlung, für deren Ausübung man dem Büßer alle und jede Kirchenbuße, die er nach alten Satzungen verwirkt haben würde,

erließ; ein unvollkommener, der nur einen Theil dieser Buße aufhob.

In unserer Zeit ist bekanntlich die Macht der geistlichen Vorsteher fast in allen christlichen Ländern so enge beschränkt, daß sie, auch wenn sie es wollten, die alten Kirchenbußen bei ihren Glaubigen nicht in Anwendung bringen dürften. Aber folgt hieraus wohl, daß unsere Vorsteher von einem Ablasse gar nicht mehr reden sollten? Das wäre sehr übereilt gefolgert. Wenn man die Macht nicht hat, alles Gute zu thun, muß man um so gewissenhafter das wenige Gute, was noch erlaubt wird, thun. Die weltlichen Fürsten würden es unserer Geistlichkeit freilich auf keinen Fall erlauben, Bußübungen, wie sie etwa im 4ten Jahrhunderte Statt hatten, anzuordnen: daß sie uns aber von Zeit zu Zeit zur Uebung gewisser guter Werke, z. B. des Betens, Almosengebens, nicht etwa zwangsweise anhalten, sondern nur dazu ermahnen und auffordern; das lassen die weltlichen Fürsten noch zu. Kein Zweifel also, daß unsere geistlichen Vorsteher diese Erlaubniß benützen sollen; und zwar (was wohl zu merken ist) wird es vernünftig sein, den Glaubigen noch fortwährend in Erinnerung zu bringen, zu welchen beschwerlichen Genugthuungen die Büßer im Alterthume angehalten worden seien und sich geneigt gefunden haben; hieraus die Folgerung zu ziehen, wie billig es sei, daß die Glaubigen auch noch in unsern Tagen, haben sie Böses gethan, dies Böse mitunter auch dadurch wieder gut zu machen trachten, daß sie die von den Vorstehern in Vorschlag gebrachten ersprießlichen Werke verrichten; ihnen zu Gemüthe zu führen, wie schändlich es wäre, wenn sie nur darum nicht mehr bereit sein wollten, Genugthuung zu üben, weil ihre Vorsteher keine

Zwangsmittel anwenden können; ihnen endlich zu zeigen, wie viel erbaulicher und verdienstlicher es sei, wenn sie statt irgend einiger beliebig ausgedachter, gerade diejenigen Werke verrichten, welche die Vorsteher von ihnen fordern. Dies thun, heißt Ablässe ausschreiben.

Ich wüßte in der That nicht, was sich gegen die Nützlichkeit eines solchen Verfahrens vorbringen ließe; ja wie man es auch nur in Abrede stellen könnte, daß es eigentlich unser Herr Jesus selbst sei, durch den die Vorsteher der Kirche zu dieser Art von Ausspendung eines Ablasses berechtigt seien. Dies folgt ja schon daraus, weil nur Jesus es ist, dem das in der Kirche bestehende Lehr- und Vorsteheramt sein Dasein verdankt; denn eben deßhalb ist auch alles Gute, das durch dasselbe zu Stande kommt, nur Christo zuzuschreiben. Auf eine eigene und noch unmittelbarere Weise aber folgt dies aus jenen merkwürdigen Worten: „Was ihr auf Erden bindet, „soll auch im Himmel gebunden, und was ihr „löset auf Erden, soll auch im Himmel gelöset „sein“ (Matth. 18, 18). Denn durch diese Worte fühlten sich die Vorsteher der Kirche von jeher aufgefordert, zweckmäßige Anordnungen, besonders das Geschäft des Bindens und Lösens betreffend, zu ertheilen; die Glaubigen aber hielten sich für verpflichtet, diesen Anordnungen (so lange sie nicht etwas ganz Unvernünftiges betrafen) Gehorsam zu leisten.

Und nur dies Beide, nur daß der Ablaß eine an sich selbst nützliche Einrichtung ist, und daß die Vorsteher der Kirche zu seiner Ausspendung berechtigt sind — hat das Tridentinum als Dogma aufgestellt. Ich glaube aber, daß sich auch noch dasjenige, was nicht von allen, sondern

nur von der Mehrzahl der katholischen Theologen gelehrt worden ist, rechtfertigen ließe. Es wird gelehrt, daß sich die Wohlthat des Ablasses, eines bei schon gebessertem Herzen oder im sogenannten Stande der Gnade erworbenen Ablasses, auch auf gewisse uns von Gott selbst zugedachte Strafen, mitunter sogar auf solche erstrecken könne, die wir erst nach dem Tode zu bestehen gehabt hätten; es wird ferner gelehrt, daß wir durch die Gewinnung eines Ablasses fürbittlich auch auf Andere, selbst auf diejenigen, die dieses irdische Leben bereits verlassen haben, zuweilen wohlthätig einwirken können; es wird endlich gelehrt, daß wir nicht glauben sollen, die guten Handlungen, welche wir zur Gewinnung eines Ablasses verrichten, hätten schon an sich selbst einen so großen Werth, daß uns um ihretwillen so viele verdiente Strafen von Gott erlassen würden, sondern dies thue Gott vornehmlich nur aus Rücksicht auf die unendlichen Verdienste, die Jesus Christus sich erworben, dann aber auch aus Rücksicht auf die Verdienste Aller, welche den göttlichen Vorschriften getreuer als wir nachgelebt hätten. Nur dieser unendliche Schatz von Verdiensten Anderer sei es, in dessen durch den Ablaß vermittelter Aneignung wir die Nachlassung unserer Strafen in Demuth hoffen sollen.

Und läßt sich dies Alles nicht sehr wohl erklären und rechtfertigen? Die Strafen, die Gott über uns verhängt, müssen sich ohne Zweifel auf das Genaueste nach unserem sittlichen Zustande richten; und daraus folgt, daß alle guten Handlungen, die wir in einer wahrhaft sittlichen Gemüthsstimmung ausüben, die Strafen, die uns um unserer früheren Vergehungen willen bedrohen, vermindern können. Gilt dies von allen guten Handlungen, um wie

viel mehr von solchen, welche wir zur Gewinnung eines Ablasses und also folgend der Aufforderung derjenigen verrichten, welche Gott eigends beauftragt hat, unsere Gewissen zu leiten und zu bestimmen, wenn wir etwas als Strafe ansehen oder nicht ansehen sollen. Denn es ist nicht zu vergessen, daß es vornehmlich auf den Eifer, den wir bei unsrer sittlichen Verbesserung an den Tag legen, ankommt, ob wir ein schmerzliches Schicksal, das uns begegnet, als eine Strafe für unsere früheren Vergehungen oder als ein Unglück, das uns zu unserer Prüfung und zur Vermehrung unserer Verdienste trifft, betrachten dürfen; und es ist einleuchtend, daß wir, um keine Richter in eigener Sache zu sein, die Entscheidung dieser Frage Andern, namentlich denjenigen, vor denen wir unser Innerstes aufgedeckt haben, anheim stellen müssen.

Ausgemacht ist es ferner auch schon durch bloße Gründe der Vernunft, daß bei dem Gotte der Liebe **Fürbitten** gelten, daß er zuweilen wenigstens, und in so fern, als dadurch Niemand verletzt, sondern die Vollkommenheit des Ganzen nur erhöht wird, mancherlei Wohlthaten einem Einzelnen, nicht um seiner eigenen, sondern um der Verdienste und Fürbitten Anderer willen erweise. Könnten wir doch unmöglich einen Erzieher loben, der sich aus irgend einem übelverstandenen Begriffe von Gerechtigkeit durchaus weigern wollte, Fürbitten bei sich gelten zu lassen, und um der guten Aufführung des Einen seiner Zöglinge willen gelinder zu sein in der Bestrafung der andern: wie könnten wir also glauben, daß der vollkommenste Erzieher aller Geister das treffliche Beförderungsmittel des Guten, das in der Rücksichtnahme auf die Verdienste und Fürbitten Anderer besteht, nicht kenne und gebrauche? Ist aber dies

der Fall; so wird man auch gegen den zweiten und dritten Punkt in jener Lehre der Theologen nichts Haltbares mehr einwenden können.

Denn da es ein Leben auch nach dem Tode gibt; da es gewiß ist, daß wir in jenem andern Leben nur dabei fortfahren können, wobei wir hier aufgehört haben; da wir, die Meisten wenigstens, bei unserem Austritte aus diesem irdischen Leben noch lange nicht vollkommen genug sind, um erwarten zu können, daß alle künftig noch zu machenden Fortschritte ohne Mühe und Leiden vor sich gehen werden: warum sollte es etwas so ganz Vergebliches oder gar etwas Gott Misfallendes sein, wenn diejenigen, die wir auf Erden zurückgelassen haben, auf den Gedanken kommen, für uns zu beten, und gute Werke, worunter auch die der Ablässe gehören, in der Absicht zu verrichten, damit auch uns davon etwas zu Statten komme? Albern wäre es nur, wenn sie glaubten, daß sie durch solche gute Werke Gott vorschreiben könnten, wie viel er uns oder Andern erlassen müsse: aber dies hat auch kein vernünftiger Theolog je gelehrt, sondern dem wurde vielmehr ausdrücklich widersprochen.

Was noch besonders den dritten Punkt belangt, so liegt der wohlthätige Zweck, den diese Lehre bei ihrer gehörigen Auffassung hat, am Tage. Sie will dem Dünkel, der sich Unser, wenn wir erst einiges Gute gethan haben, noch eben so gerne bemächtigt, als es bei jenem Pharisäer im Evangelium (Luk. 18, 12) der Fall war, vorbeugen. Und es ist nicht bloß erbaulich, es ist vollkommen wahr, was man uns hier zu bedenken gibt.

Von dem Verdienste Christi zu sprechen, und aus einander zu setzen, daß und in welchem Sinne aller Erlaß

der Strafen, welchen wir je erfahren, nur von ihm ausgehe, habe ich hier wohl nicht nöthig; zumal da auch Sie selbst das Verdienst Christi nirgends in Zweifel gezogen haben. An den Verdiensten der Heiligen aber (die freilich auch schon die Theologen unendlich geringer als jene des Heilandes finden, und als nur durch die seinigen veranlasset, betrachten), an diesen Verdiensten stoßen Sie Sich irgendwo schon deßhalb, weil ihre Annahme mit der Vorschrift Jesu: Wenn ihr Alles gethan habt, so sprechet: wir sind unnütze Knechte u. s. w. (Luk. 17, 10) zu streiten scheint. Dieser Schein dürfte verschwinden, sobald Sie erwägen, daß unser Herr hier nur die Gesinnungen beschreibe, mit welchen wir ein Jeder das Gute, welches wir selbst gethan haben, beurtheilen sollen, keineswegs aber von der Art spreche, wie wir das Wirken Anderer zu betrachten hätten. Daß wir auch Andern keine Verdienste, insonderheit nicht einmal um uns selbst beilegen sollen, das ist und kann der Wille Jesu nicht sein. Auch sagt uns die bloße Vernunft, und die Erfahrung bestätigt es zuweilen recht augenscheinlich, daß die Erscheinung eines einzigen guten Menschen auf Erden mit den mannigfaltigsten Vortheilen für tausend Andere verbunden ist, d. h. daß er Verdienste um tausend Andere sich beilegt. Insonderheit ist nichts begreiflicher, als daß wir um so eher hoffen können, Erlaß unserer Strafen zu finden, und ein (so viel es in andern Hinsichten möglich ist) ungetrübtes Leben zu führen, je mehrere Gute es gibt, an die wir uns auf eine ihrer nicht unwürdige Weise anschließen, durch deren Beispiel wir uns zu einem unverdrossenen Fortschreiten in der Tugend ermuntern lassen, deren Verdiensten wir es mehr als unserem eigenen Werthe zuschreiben wollen, wenn uns die göttliche Gerechtigkeit verschonen wird u. s. w.

Verderblich wäre nur, wenn wir uns durch die Betrachtung der Verdienste, welche sich Andere erwarben, verleiten ließen, selbst desto träger zu sein: aber lehren nicht alle Theologen, daß wir uns bei einer solchen Gesinnung jene Verdienste gar nicht aneignen dürfen? Und so hat also die Lehre vom Gnadenschatze, wenn sie gehörig aufgefaßt wird, durchaus nichts Anstößiges, sondern sie läßt sich vollkommen rechtfertigen. Wäre es also auch wahr, daß sie so umständlich erst von den Theologen des 14ten Jahrhunderts entwickelt worden sei; darum verdient sie doch nicht verworfen zu werden, sondern wir sollten sie mit Dank annehmen.

Und auch Sie selbst scheinen am Ende gefühlt zu haben, daß die katholische Lehre vom Ablaß einer vernünftigen Auffassung fähig sei, weil Sie selbst doch nicht auf ihre gänzliche Abstellung dringen, sondern Sich begnügen, mit den Worten zu schließen: „Wenn die Ablässe „noch ferner bleiben, was sie sind: so ist offenbar, daß „dadurch einer wahren Sinnes- und Lebensänderung entgegen gewirkt werden muß!“ — Hier zeigt sich, daß Sie nur von dem Misverstande reden; denn durch wohlverstandene Ablässe kann doch der wahren Sinnesänderung nicht entgegen gewirkt werden, da vielmehr nach der allgemeinen Lehre nicht nur der Theologen, sondern der Kirche selbst, eine wahre Sinnesänderung als die erste und unerläßlichste Bedingung vorangehen muß, wenn irgend ein Ablaß soll gewonnen werden. Hätten Sie also nicht besser gethan, wenn Sie, statt Sich so unbestimmt und schwankend auszudrücken, vielmehr nur vor dem Misverstande gewarnt, und, statt das Concilium von Trident lächerlich zu machen, vielmehr die kräftigen Worte, womit es gegen den Misbrauch des Ablasses eifert, und

den so heilsamen Befehl, den es in dieser Absicht erlassen hat, mitgetheilt hätten? Abusus, qui in his (indulgentiis) irrepserunt, quorum occasione insigne hoc Indulgentiarum nomen ab haereticis blasphematur, emendatos et correctos cupiens, praesenti Decreto generaliter statuit, pravos questus omnes pro his consequendis, unde plurima in christiano populo abusuum causa fluxit, omnino abolendos esse. Caeteros vero, qui ex superstitione, ignorantia, irreverentia aut aliunde quomodocunque provenerunt, cum ob multiplices locorum et provinciarum, apud quas hi committuntur, corruptelas nequeant specialiter prohiberi: mandat omnibus Episcopis, ut diligenter quisque hujusmodi abusus Ecclesiae suae colligat, eosque in prima Synodo provinciali referat: ut aliorum quoque Episcoporum sententia cogniti, statim ad summum Romanum Pontificem deferantur: cujus auctoritate et prudentia, quod universali ecclesiae expediet, statuatur; ut ita sanctarum indulgentiarum munus pie, sancte et incorrupte omnibus fidelibus dispensetur.

Der ärgste §. in Ihrem Buche ist meiner Meinung nach der vorletzte (§. 42. S. 360—380), wo Sie von der Verehrung der Heiligen reden, und Sich durch Ihren leidenschaftlichen Eifer zu den übereiltesten und ungerechtesten Beschuldigungen hinreissen lassen. Die Unbilden, die Sie hier einzelnen von der katholischen Kirche verehrten Heiligen anthun, will ich, so empörend auch einige sind, bloß aus dem Grunde schon mit Stillschweigen übergehen, weil es doch allgemein bekannt ist, und auch von Ihnen selbst S. 365 eingestanden wird, daß sich die Vorsteher der Kirche in ihren Seligsprechungen nie für unfehlbar ausgegeben haben. Doch je nachgiebiger ich in

historischen Meinungen bin, um desto weniger kann ich es ungerügt lassen, wo ich in den Begriffen selbst, und dies zwar in solchen, die mit den wesentlichsten Wahrheiten der Religion zusammenhängen, Unrichtigkeiten bemerke.

S. 366 liest man nachstehende Periode: „Wenn es „wahr ist, daß Gott unseres Gebetes nicht bedarf, daß „er uns ungebeten alles Gute verleiht; wenn uns also „das Gebet nicht Gottes, sondern unsertwegen befohlen „ist, weil unsere Tugend ohne Gebet nicht bestehen kann; „wenn wir eben deßwegen um zeitliche Güter, Nahrung, „Gesundheit nicht anders als unter der Bedingung, wenn „und in wiefern sie unsrer Tugend nicht nachtheilig sind, „bitten dürfen; wenn endlich jedes wohleingerichtete Ge„bet seine Erhörung mit sich führt: so folgt von selbst, „daß die Fürbitte der Heiligen und folglich auch ihre An„rufung überflüssig sein muß.“ Was für ein Schluß war das? Aus welchem der hier angegebenen vier Vordersätze im Einzelnen oder aus welcher Verbindung derselben soll sich der Nachsatz ergeben; ja, in welchem Sinne allein sind diese Vordersätze auch nur selbst alle wahr? Lassen Sie uns dies Alles überlegen. Ihr erster Vordersatz: „Gott bedarf unseres Gebetes nicht, und verleiht uns „alles Gute auch ungebeten“, ist schon selbst wieder zusammengesetzt. Sein erster Theil, oder der Satz, daß Gott unseres Gebetes nicht bedürfe, ist ohne allen Widerspruch wahr. Der zweite Theil, oder der Satz, daß Gott uns alles Gute auch ungebeten verleihe, kann nur dann zugegeben werden, wenn man ihn so versteht, daß uns Gott jederzeit, auch wenn wir nicht zu ihm beten, dasjenige giebt, was **unter diesen Umständen, bei dieser Art unseres Betragens gegen ihn** das Beste für

uns ist. Falsch aber wäre er, wenn man ihn so auslegte, daß wir von Gott immer dasselbe erhalten, gleichviel ob wir ihn um dies oder jenes, oder um gar nichts gebeten haben. Das Gute, welches uns Gott jederzeit, auch wenn wir ihn nicht darum bitten, verleiht, ist nach Verschiedenheit unseres Betragens auch ein Verschiedenes. Gott giebt uns freilich jederzeit Alles, was wahrhaft gut für uns ist; aber je nachdem wir so oder anders gegen ihn gesinnt sind, je nachdem wir das Eine Mal uns mit vertrauensvollem Gebete zu ihm wenden und die zu erbittende Wohlthat auf's Beste anzuwenden geloben, ein anderes Mal dies Alles unterlassen; ist es das Eine Mal vielleicht sehr gut für uns, das Gewünschte zu erhalten, das andere Mal sehr gut, daß wir es nicht erhalten. Und so wird denn aus diesem Satze gewiß nichts gegen die Nützlichkeit der Fürbitten von Seite der Heiligen folgen; weil im entgegengesetzten Falle zu viel, nämlich die Nutzlosigkeit aller (Bitt-) Gebete überhaupt erwiesen würde, die Sie doch selbst nicht behaupten und nicht behaupten können.

Betrachten wir nun ihren zweiten Vordersatz: „das „Gebet ist nicht Gottes, sondern unsertwegen befohlen, „weil unsere Tugend ohne Gebet nicht bestehen kann." Der erste Theil dieses Satzes: „das Gebet ist nicht „Gottes wegen befohlen", hat wohl nur den Sinn, das Beten werde von uns nicht darum gefordert, weil wir Gott damit nützen; er ist sonach mit dem ersten Theile des schon betrachteten Satzes einerlei, daher er füglich wegbleiben konnte. Den zweiten Theil Ihres Satzes: „das Gebet ist „nur unsertwegen befohlen, weil unsere Tugend ohne „Gebet nicht bestehen kann," verstehen Sie sicher nicht so, daß uns das Beten nur dann befohlen werde, wenn wir

uns einen eigenen Vortheil davon versprechen, oder daß wir Gott nur um Wohlthaten, welche uns selbst betreffen, bitten dürfen, und nicht auch um Wohlthaten für Andere. Gewiß werden Sie dem Apostel, der uns so oft ermahnt, Fürbitten für Andere anzustellen, nicht so geradezu widersprechen wollen. Darf aber Ihr Satz nicht so verstanden werden, daß er uns Fürbitten für Andere untersagt; so ist noch weniger zu glauben, daß solche Fürbitten allen höheren Wesen, z. B. Engeln und Heiligen, untersagt sein sollten. Gehört es im Gegentheile nicht zur Vollkommenheit dieser Wesen, daß sie nicht mit der Erhöhung nur ihres eigenen Glückes beschäftigt, auch Wünsche für das Glück Anderer hegen? Wenn aber, wie Sie in Ihrem Schlußsatze behaupten, alle Fürbitten der Heiligen überflüssig, also auch unwirksam wären, so könnte es eben deßhalb von jenen höheren Wesen nicht vernünftig gehandelt sein, dergleichen Fürbitten anzustellen. Aus diesem Vordersatze also folgt ihr Nachsatz so wenig, daß er vielmehr daraus geradezu widerlegt werden kann. Denn soll das Beten wirklich zu unserer sittlichen Vollkommenheit dienen; so müssen Fürbitten erlaubt, und eben deßhalb auch nicht schlechterdings unwirksam sein, und alles dieses muß nicht nur in Hinsicht auf Menschen, sondern auch in Betreff höherer Wesen gelten. Ihre Fürbitten dürfen also nicht unwirksam sein. Ihr dritter Vordersatz: „wir dürfen um zeitliche Güter, Nahrung, Gesundheit, „nicht anders als unter der Bedingung, wenn und in wie „fern sie unserer Tugend nicht nachtheilig sind, bitten“ — ist abermals wahr: allein wie Sie glauben mochten, daß aus diesem Vordersatze die Nutzlosigkeit der Fürbitten der Heiligen für uns oder ihrer Anrufung um solche Fürbitten folge, begreife ich nicht. Müßten denn Heilige, wenn sie

für uns fürbitten wollen, immer nur zeitliche Güter für uns, und dieß zwar unbedingt, verlangen? Oder müßten wir selbst, wenn wir die Heiligen um ihre Fürbitte anrufen, dies immer nur wegen zeitlicher Güter, und in der Absicht thun, um diese unbedingt zu erhalten? Von allem diesem findet ja das gerade Gegentheil Statt. Die Heiligen, weil sie viel vollkommner sind als wir, werden nicht bloß um zeitliche Güter für uns bitten, und um diese auf keinen Fall unbedingt; wir aber, wenn wir uns an einen Heiligen wenden, damit er bei Gott für uns fürbitte, werden uns ebenfalls nicht erlauben, um ein bloß irdisches Gut, und vollends nicht unbedingt darum zu bitten.

Ihr vierter Vordersatz endlich lautet: „jedes wohl„eingerichtete Gebet führt seine Erhörung mit sich.“ Auch diesen Satz gebe ich Ihnen in einem gewissen Verstande zu; wenn aber aus ihm Ihr Schlußsatz, daß die Fürbitte der Heiligen und unsere Anrufung derselben nutzlos sei, und nicht vielmehr sein Gegentheil folgen soll: so müssen Sie Eins von Beiden erweisen, entweder daß ein jedes unserer Gebete, sobald sich die Fürbitte eines Heiligen, oder nur unsere eigene Anrufung des Heiligen damit verbindet, eine üble Einrichtung erhalte, oder daß eine solche Anrufung wenigstens die gute Einrichtung unseres Gebetes nicht im Geringsten vermehren könne. Ich bin gewiß, daß Sie keines von Beidem im Ernste behaupten werden, sobald Sie Sich erst nur deutlich vorgestellt haben, von welchen Einrichtungen eines Gebetes wir sagen dürfen, daß sie gut und geeignet sind, die Erhörbarkeit desselben zu erhöhen. Sie werden mir zugeben, wir seien berechtigt, dieses von einer jeden Einrichtung zu rühmen, welche die Summe der wohlthätigen Wirkungen, die das Gebet theils an sich selbst schon hervorbringt, theils auf den

den Fall seiner Erhörung hervorbringen würde, vergrößsert. Gewiß ist ein Gebet um so besser zu nennen, und um so geeigneter, von Gott erhört zu werden, je mehrere edle Gefühle und Entschließungen es veranlasset hat, und je mehr Gutes aus seiner Erhörung noch ferner hervorgehen würde. Die Anwendung ist leicht. Wenn sich zu unserer eigenen Bitte noch die Fürbitte eines Andern gesellt, und besonders, wenn dies auf unser vorhergegangenes Ersuchen geschieht; ja wenn wir, auch ohne daß diese Fürbitte wirklich erfolgt, doch uns um sie bewerben: so erzeugt dies mehrere ganz eigene Vortheile, die unsere Bitte der Erhörung würdiger machen, als sie es ohne dies wäre. Denn giebt es jetzt nicht der Wesen mehrere, die ein und dasselbe wünschen, und, durch die Gewährung erfreut, für ihr Vertrauen zu Gott belohnt werden können? Erweiset sich ferner nicht eben dadurch, daß wir uns um die Fürbitte Anderer bewerben, Beides, sowohl wie werth uns das Gut ist, um welches wir Gott bitten, als auch, wie bescheiden wir von unsern eigenen Verdiensten denken? Und wenn es uns endlich gewährt werden sollte, was wir gebeten hatten; so ist auch das noch ein Vortheil, daß wir, nicht wissend, ob und in wie fern wir es auch der Fürbitte Anderer zu verdanken haben, diesen mit um so mehr Liebe zugethan sein werden.

Sie sehen also wohl, daß sich aus keinem Ihrer Vordersätze im Einzelnen Ihr Schlußsatz ableiten lasse; und Sie fühlen gewiß, daß er sich auch nicht aus der Verbindung aller ergebe; da diese Sätze offenbar gar nicht in demjenigen Verhältnisse unter einander stehen, welches hiezu nothwendig wäre.

Bemerken Sie endlich die Uebereilung, welche Sie Sich in Ihrem Schlußsatze, auch abgesehen davon, daß

er nicht folgt aus seinen Vordersätzen, zu Schuld kommen ließen. Die Fürbitte der Heiligen, sagen Sie, ist überflüssig, also muß es auch ihre Anrufung sein. Auch dieses folgt ja nicht; wie sich aus demjenigen, was ich so eben beigebracht habe, entnehmen läßt. Denn setzen wir auf einen Augenblick, daß es in der That gar keine Fürbitten der Heiligen gebe: auch dann noch könnte und müßte es uns nützen, wenn wir in der bloßen fälschlichen Meinung, daß solche Fürbitten bestehen, darum gebeten hätten. Denn bleiben nicht mehrere der vorhin erwähnten Vortheile auch noch in diesem Falle? — Wenn jene Fürbitten, um welche der Apostel beinahe in allen seinen Briefen (Röm. 15, 30. II Kor. 1, 11. Philipp. 1, 19. I Theff. 5, 25. II Theff. 3, 1. Philem. 22. Hebr. 13, 18. u. a.) ersucht, nicht wirklich eingetreten wären: können wir glauben, daß sein Ersuchen darum für ihn selbst keinen Nutzen gehabt haben würde? Gewiß nicht! Gilt nicht ein Gleiches, wenn wir statt lebender Menschen bereits Verstorbene und Verklärte setzen? Die Vortheile, die unser Ersuchen an und für sich hat, sind ja in beiden Fällen dieselben.

Durch diese Bemerkung ist aber zum Theile auch schon widerlegt, was Sie gleich weiter sagen: „Und sind „denn die Heiligen allwissend? Woher wissen wir denn „also, daß unsere Gebete zu ihnen dringen? Sagt es uns „die Bibel oder die Tradition der ältesten Kirche? Oder „leitet uns die Vernunft zu einem solchen Glauben? Ueber„steigt es nicht vielmehr alle unsere Begriffe, wenn wir „voraussetzen wollen, daß ein Heiliger, der oft an Einem „Tage, in Einer Stunde in mehreren Welttheilen ange„rufen wird, alle diese Anrufungen vernehme?“ Und S. 378 heißt es sogar: es sei „ganz gewiß, daß die

Heiligen unsere Bitten nicht hören." Dieses „Ganz gewiß" werden Sie nach besserer Ueberlegung doch wieder zurücknehmen; denn daß hiezu keine Allwissenheit von Seite der Heiligen nothwendig sei, das fühlten Sie ohne Zweifel schon in dem Augenblicke, da Sie die Frage: „sind denn die Heiligen allwissend?" niederschrieben; sonst hätten Sie es nicht für nöthig erachtet, noch andere Gründe beizubringen, weil die katholische Kirche doch selbst lehrt, daß die Heiligen keine Allwissenheit haben. Um aber glauben zu können, daß die Heiligen unsere Anrufungen hören, bedarf es nur, ihnen irgend einen höhern Grad der Erkenntnißkraft, als es der unsrige ist, zuzugestehen. Und wo wäre wohl eine Gränze, von der wir sagen könnten, über diese werde unsere Erkenntniß nach dem Tode niemals hinausreichen? — Daß es alle unsere Begriffe übersteige, d. h. daß wir die Art, wie es geschehen könne, nicht zu begreifen, nicht zu beschreiben vermögen: das will ich Ihnen zugestehen, doch nur in dem Sinne, in welchem auch Blindgeborne nicht zu begreifen vermögen, auf welche Weise wir Sehenden das Dasein von Körpern wahrnehmen, die viele Millionen Meilen von uns entfernt sind, die wir auch weder hören, noch riechen, noch schmecken, noch betasten. Ein kleiner Schnitt am rechten Orte angebracht — und der Blindgeborne lernt dies Alles nicht nur begreifen, sondern verrichtet es nun auch selbst.

Damit wir uns aber vernünftiger Weise entschließen können, die Heiligen anzurufen, dazu ist keineswegs eine Gewißheit, daß sie uns hören, erforderlich; sondern hiezu genügt, wenn wir nur keine Gewißheit vom Gegentheil haben. Denn auch derjenige, der in eine plötzliche Lebensgefahr geräth, verlangt nicht erst die Gewißheit, daß

Jemand da sei, der ihn hört, um den Entschluß zu fassen, nach Hülfe zu rufen; sondern er ruft um Hülfe, so oft er nur keine Besorgniß hegt, daß ihm dies Rufen nachtheilig werden könnte. Was nun das Anrufen der Heiligen betrifft, so können wir nicht nur völlig gewiß sein, daß es auf keinen Fall schaden werde: sondern wir können sogar gewiß sein, daß es selbst in dem Falle, wenn die Heiligen uns nicht hören sollten, nicht vergeblich sein werde; weil es doch Gott hört, der sicher den Eifer und die Bescheidenheit, welche wir dadurch an den Tag legen, nicht unbelohnt lassen kann.

S. 369 liest man die Worte: „der vernünftige, aber „kleinere Theil der katholischen Geistlichen mag immerhin „noch so enge Schranken dem Heiligendienste setzen, noch „so sorgfältig gegen Misbräuche eifern; es ist nicht mög„lich, alle Uebertreibungen zu vermeiden.“ — Gesetzt, dies wäre wahr; würde daraus schon folgen, daß es erlaubt sei, die Verehrung der Heiligen abzustellen? Um uns darüber rechtfertigen zu können, daß wir die Ausbreitung einer gewissen Wahrheit verhindern, oder eine Anstalt, die an sich nützlich ist, untergehen lassen, wird mehr erfordert, als daß es nur irgend einige Nachtheile gebe, die aus Verbreitung dieser Wahrheit oder aus Beibehaltung dieser Anstalt hervorgehen können; wir müssen deutlich einsehen, daß der Schaden überwiegend groß sei, und nicht bloß für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft überwiegend groß bleiben werde, und sich auf keine Weise wieder gut machen lasse. Werden Sie wohl sich getrauen, dieses von der Verehrung der Heiligen zu behaupten?

S. 376 erscheint es Ihnen als eine Art von Widerspruch, wenn die katholischen Theologen behaupten, daß

die Verehrung der Heiligen nützlich, und doch nicht eine bestimmte Pflicht und Schuldigkeit sei. „Zwar sagen „unsere theologischen Klopffechter, man könne ein „guter Katholik sein, ohne sein Leben lang einen Heiligen „oder die Maria anzurufen: selbst das Tridenter Con„cilium habe erklärt, es sei nur nützlich, die Heiligen „anzurufen. Aber diese Unterscheidung ist mehr spitz„findig als wahr. Denn der Ausdruck invocandos „des Tridenter Conciliums und des römischen Katechismus „kann allerdings als Befehl übersetzt werden. Wie „kann auch der Katholik, wenn es wahrhaft gut und nütz„lich ist, die Heiligen anzurufen, ein so bequemes und leichtes „Mittel, Gottes Gnade und Vergebung der Sünden zu „erlangen, außer Acht lassen? Vernunft und Bibel weisen „uns an, nach Allem, was gut und nützlich ist und in unserer „Gewalt steht, zu trachten. Wozu also jene Distinktion, „wenn es nicht darauf abgesehen ist, dadurch die Gegner „des Katholicismus zu beschwichtigen, während der prak„tische Katholicismus bleibt, wie er ist? Was nützt dann „aber die bessere Theorie?“ — Hierauf entgegne ich, daß die bloße Möglichkeit, den Ausdruck invocandos auch als Befehl zu übersetzen, noch nicht beweise, daß er wirklich so übersetzt werden müsse; besonders wenn theils die Natur der Sache, theils der consensus extraconciliaris so bestimmt für das Gegentheil sprechen. Hätte die Kirche die Verehrung der Heiligen zu einer bestimmten Pflicht und Schuldigkeit erheben wollen; so wäre es beinahe nothwendig gewesen, einige dieser Heiligen namentlich anzugeben. Dieses ist aber schon aus dem Grunde nicht thunlich, weil die katholische Kirche selbst lehrt, daß ihre Vorsteher in dem Geschäfte der Seligsprechungen keine Unfehlbarkeit haben. Auch sollte Niemand sagen, daß die

Verehrung der Heiligen nach der Lehre der Kirche ein so bequemes und leichtes Mittel sei, um Gottes Gnade und Vergebung der Sünden zu erlangen; denn nach den Lehren der Kirche kann uns ja die Vergebung der Sünden nur durch wahre Besserung werden, und wahre Besserung ist eben nicht immer etwas so Leichtes und so Bequemes; die Verehrung der Heiligen aber kann uns nur in so fern zur Vergebung der Sünden behülflich sein, als unsere Besserung durch sie beschleunigt wird. Daß aber Vernunft und Bibel uns anweisen, nach Allem, was gut und nützlich ist, und in unserer Macht steht, zu trachten, ist allerdings sehr gewiß: allein wie folgt hieraus, daß die erwähnte Unterscheidung der Theologen mehr spitzfindig als wahr sei? Wenn uns bloß deßhalb, weil wir nach Allem, was gut und nützlich ist, und in unserer Macht steht, trachten sollen, auch dieses Alles schon als bestimmte Pflicht und Schuldigkeit obliegen sollte: so würde aller Unterschied verschwinden, den der gemeine Menschenverstand zwischen dem Guten, das bloß verdienstlich, und zwischen demjenigen, was bestimmte Pflicht und Schuldigkeit ist, voraussetzt. Eine Handlung der Wohlthätigkeit, eine großmüthige Aufopferung für das gemeine Beste müßte eine eben so dringende Schuldigkeit sein, wie die Zurückgabe eines gestohlenen Gutes u. dgl. Ich weiß sehr wohl, daß es Weltweise gibt, die dies im Ernste behaupten; aber soll ich auch Ihnen zumuthen, daß Sie durch ihre Scheingründe Sich verblenden ließen, Sie, den nicht nur die Kirche selbst schon eines Besseren belehrt, sondern den auch die in seinem Seelsorgeramte gewonnenen Erfahrungen auf die Ungereimtheiten, in welche jene Behauptung verwickelt, aufmerksam machen mußten? — Und so hätten Sie denn wahrlich auch wissen mögen, daß es

bei jener Distinktion der Theologen keineswegs nur auf die Beschwichtigung der Gegner des Katholicismus abgesehen ist, sondern daß es die Wahrheit und die Beruhigung der Gewissen erfordert, so und nicht anders zu lehren. Wenn Sie endlich fragen, was denn die bessere Theorie nütze, während der praktische Katholicismus bleibt, wie er ist: so antworte ich, daß eine richtige Lehre freilich nur nützt, in wie fern wir auch nach ihr handeln; aber für denjenigen, der, wie Sie, als Verbesserer auftreten will, muß es ein wichtiger Unterschied sein, ob die Theorie (die bestehende Lehre) an sich selbst fehlerhaft sei, oder ob der Fehler nur an der Praxis (an ihrer Ausübung, an ihrem Vortrage u. dgl.) liege. Der Verbesserer muß bestimmt wissen, was er zu tadeln habe; und er fehlt sehr, wenn er auf Abstellung von Lehren dringt, wo er eigentlich nur auf eine genaue Beobachtung derselben dringen sollte.

Gleich nach den angezogenen Worten rufen Sie aus: „Es bleibt Thatsache, daß es bei den Katholiken nicht „Einen Tag gibt, der nicht der Verehrung eines Heiligen „gewidmet wäre!“ — Warum Ihnen dies anstößig sei, finde ich nicht angegeben, und weiß es auch nicht zu errathen, wenn ich nicht etwa annehmen soll, daß Sie besorgen, durch diese fast alltägliche Verehrung der Heiligen geschehe der Verehrung Gottes Abbruch. Aber läßt sich dies wirklich besorgen, wenn die Verehrung, die man den Heiligen erweiset, überhaupt nur vernünftig und so eingerichtet ist, wie die katholische Kirche es verlangt? Wenn wir die Heiligen nur als Personen betrachten, die sich durch ihre Tugenden ausgezeichnet haben, und nur durch Nachahmung dieser Tugenden sich wahrhaft geehrt glau-

ben; wenn wir es wissen, daß sie all das Große und Herrliche, das sie auf Erden ausgeführt haben, oder erst jetzt ausführen, nur durch den Beistand Gottes vermocht haben und vermögen: so ist doch wahrlich nicht abzusehen, was für ein Nachtheil daraus entspringen sollte, daß es für jeden Tag des Jahres irgend einen oder etliche Heilige gibt, an die uns zu erinnern wir besonders ermuntert werden.

Aber vielleicht wird es manchem meiner Leser nicht unangenehm sein, bei dieser Gelegenheit auch von den übrigen bisher noch unerwähnten Grundsätzen, nach welchen die Verehrung der Heiligen in der katholischen Kirche eingerichtet sein soll, eine kurze Uebersicht zu erhalten.

Die katholische Lehre von der Verehrung der Heiligen geht also von dem Grundsatze aus, daß es als ein Verlust für das Ganze anzusehen sei, wenn irgend ein Beispiel der Tugend in ewiger Verborgenheit bleibt. Jeder soll deßhalb bestrebt sein, lehrreiche Beispiele der Tugend, die er in seinem Kreise antrifft, zu einer allgemeineren Kunde zu bringen. Weil es inzwischen immer gefährlich ist, die Tugenden, die wir an einem Menschen gewahren, schon bei seinen Lebzeiten allzu freimüthig zu preisen; so soll man hiezu lieber erst seinen Tod abwarten. Weil aber Erzählungen, die keine hinlängliche Glaubwürdigkeit haben, bei Weitem nicht so viel Erbauung bewirken, als Thatsachen, die unbezweifelbar sind; weil ferner durch ungeschickte oder unredliche Erzähler auch das Ehrwürdigste mehr lächerlich als erbaulich dargestellt werden könnte: so sollen die Vorsteher der Kirche dafür sorgen, daß nur Personen, deren Lebenswandel sattsam geprüft worden ist,

als Heilige*), d. h. als Christen, wie sie sein sollen, oder als Muster der öffentlichen Verehrung und Nachahmung aufgestellt werden; und eben so, daß die Geschichte ihres Lebens mit möglichster Treue abgefaßt werde. Daß diese Personen durchaus untadelhaft seien, ist keineswegs zu verlangen; sondern es ist genug, wenn sie ihre Fehler doch hinterher eingesehen und verbessert, oder wenn jene Schwächen, welche sie lebenslänglich behielten, doch nicht so groß sind, daß sie ärgerlich werden; wenn vielmehr Tugenden und Vorzüge da sind, in deren Glanz jene verschwinden. Man muß insonderheit bemüht sein, dergleichen Beispiele der Tugend bei einem jeden Volke, und nicht nur aus der grauen Vorzeit, sondern auch aus der nächsten Vergangenheit, in allen Lebensständen, in jedem Alter und Geschlechte nachzuweisen. Sollten sich in dem Leben solcher Personen Ereignisse finden, durch welche sich Gottes besonderes Wohlgefallen an ihnen beurkundet hat, oder die überhaupt nur irgend einen recht in die Augen fallenden Beweis von Gottes allwaltender Fürsehung liefern: so sollen auch diese der Nachwelt unter gehöriger Beglaubigung aufbewahrt werden. Nur hat man keineswegs vorauszüsetzen, weder daß sich das Wohlgefallen Gottes jederzeit erst durch solche Wunder müsse zu erkennen gegeben haben, bevor es erlaubt sein soll, eine Person für fromm, und musterhaft fromm, d. h. für heilig zu erklären; noch daß gewisse auch noch so außerordentliche Ereignisse, die sich mit Jemand zugetragen haben, für sich allein genommen, schon darthun könnten, daß er ein Heiliger sei. Um das Andenken an diese Heiligen immer lebendig unter

---

*) Bekanntlich war Heilige (ἅγιοι) der Name, den die Christen im apostolischen Zeitalter insgesammt trugen.

uns zu erhalten, soll nicht nur ihr Leben in verschiedenen Büchern, bald kürzer bald ausführlicher, bald von einer Seite, die es für diese, bald von einer, die es für Andere erbaulich macht, beschrieben werden: sondern es soll auch dem Gedächtnisse eines jeden irgend ein eigener Tag im Jahre gewidmet sein; und es ist darauf zu sehen, daß — so ferne die Anzahl der Personen, die man als Muster aufstellen kann, groß genug dazu ist, kein Tag eines Gegenstandes der Verehrung ermangle. Es sollen ferner selbst Gemälde und Bildnisse von diesen Personen an schicklichen Orten aufgepflanzt werden; und solche schickliche Orte sind auch Kirchen und Altäre, wenn nur verhindert wird, daß Niemand glaubt, hier sei statt Gottes der Heilige anzubeten. Um endlich diese Heiligen den Menschen ganz unvergeßlich zu machen, und um die Pflicht ihrer Nachahmung ihnen so nahe zu legen, als es nur möglich ist: so lege man jedem katholischen Christen gleich bei der Aufnahme in die Gemeinde, bei seiner Taufe, und allenfalls auch bei seiner Firmung oder Bekräftigung, den Namen Eines oder etlicher von diesen Heiligen bei, damit er, so wenig als er seines eigenen Namens vergessen kann, der Pflicht vergessen könne, diesen Heiligen nachzuahmen, u. s. w.

Ich kann nicht glauben, daß diese Grundsätze mehr als einer bloßen Darstellung bedürfen, um in den Augen eines Jeden, der sie mit Unparteilichkeit betrachtet, als vernünftig befunden zu werden. Aber wo ist der Beweis, fragt man vielleicht, daß solche Grundsätze wirklich von der katholischen Kirche aufgestellt worden seien? Ich antworte: das ganze Benehmen der Vorsteher unserer Kirche und ihrer Glaubigen durch einen Zeitraum von achtzehn Jahrhunderten zeigt, daß man sich diese Regeln

bald mehr, bald weniger deutlich vorgestellt, und bald mehr bald weniger gewissenhaft beobachtet habe. Denn so sehr auch dasjenige, was in der That geschah, hinter den Vorschriften, die ich hier aufgestellt habe, zurückgeblieben ist; so leuchtet doch unverkennbar hervor, wohin eigentlich das Streben der Vernünftigen und Guten zu aller Zeit gerichtet gewesen sei; und insbesondere ist es von unserer jetzigen Zeit außer Zweifel, daß Niemand, der diese Grundsätze aufstellen würde, von irgend einer Seite unter uns Katholiken einen Widerspruch zu besorgen hätte.

Worüber hier also einzig geklagt werden kann, ist: daß man diesen Regeln so wenig nachgekommen sei, daß man zuweilen wohl gar das Gegentheil von dem, was sie verlangen, gethan habe. Hierüber klage man nun, so sehr man will, und schildere dieses Vergehen so groß, als es die Wahrheit und die Nächstenliebe gestatten. Nur wiederhole man nicht im 19ten Jahrhunderte Fehler, die schon im 16ten nicht zu vergeben waren; verkenne man nicht die Wahrheit selbst bloß wegen der unrichtigen Nebenvorstellungen, die etwa der gemeine Haufe hie und da noch mit ihr verbindet; verlange man nicht, daß die vortrefflichsten Anstalten bloß wegen einiger Misbräuche, die sie an einzelnen Orten entstellen, abgeschafft werden sollen. Um wie viel empörender waren nicht die falschen Begriffe sowohl als auch die Misbräuche vor drei Jahrhunderten; und doch trifft Tadel die Männer, die sich durch den Abscheu vor so vielem Bösen verleiten ließen, auch manches Gute zu verwerfen; die mit dem Unkraute auch manches Waizenkorn ausrißen. Wie viel gerechteren Tadel würden erst wir verdienen, wenn wir noch eben so handeln wollten, zu einer Zeit, die so viel aufgeklärter ist, zu der wir uns

gar nicht entschuldigen könnten mit der Bemerkung, daß es nicht andere gelindere Mittel, dem Uebel abzuhelfen, gebe!

Und so verargen Sie mir denn nicht, wenn ich die übrigens sehr herzliche Aufforderung, welche Sie S. 378 und 379 an alle Seelsorger, „denen die Tugend theuer ist,“ ergehen lassen, in einigen Stücken noch glaube abändern und vollständiger machen zu müssen. Auch ich halte es für nöthig, daß wir das große Beispiel „des Heilandes, unseres Erlösers, des Anfängers und „Vollenders unseres Glaubens, als das vollkommenste „Muster aufstellen“: daß wir es aber nur als das einzige aufstellen, wie Sie daselbst verlangen, das finde ich weder für nöthig, noch für zuträglich; das hat auch Paulus nicht gethan, der nebst Christo sich selbst zum Muster aufstellte (I Kor. 4, 16; 11, 1. Philipp. 3, 17 u. a.), und die ausdrückliche Vorschrift ertheilte: Gedenket euerer Führer, derjenigen, die das Wort Gottes euch gelehrt, und indem ihr den Ausgang ihres Wandels betrachtet, ahmet auch ihrem Glauben nach (Hebr. 13, 7). Daß wir das Volk belehren sollen, „jeder Mensch sei schuldig, des Guten so „viel zu thun, als ihm nur möglich ist, und soll, wenn „er alle seine Leibes- und Seelenkräfte aufs gewissenhaf„teste angewandt hat, denken, daß er nur seine Pflicht „gethan, und kein überflüssiges Verdienst habe (Luk. 17, „10)“: das ist auch mir außer Zweifel; ich setze noch bei, der Seelsorger sollte auch fleißig erinnern, daß Niemand hoffen dürfe, Gott werde die Verdienste Anderer auf ihn übertragen, und ihn um dieser willen begnadigen, so fern er nicht Alles, was nur an ihm liegt, thue. Nicht glaube ich aber, wir sollten so weit gehen, zu sagen, daß auch selbst derjenige, der Alles, was er vermochte, gethan

hat, sich zu den Heiligen nicht wenden dürfe, um durch die Nachahmung ihres Beispiels und durch ihre Fürbitte die Vollendung seiner Besserung und seiner Seligkeit desto zuversichtlicher zu erwarten. Denn dürfen wir nach dem Beispiele des Apostels (Eph. 6, 19 u. a.) zur Fürbitte auch der noch Lebenden ein solches Zutrauen fassen, um wie viel mehr zur Fürbitte derer, die schon vollendet haben! — „Daß Gott uns seiner wesentlichen und unbegränzten Liebe „zu Folge alles Gute mittheile, sofern wir desselben nur „immer empfänglich sind, und daß er einst Jedem die seinen „Verdiensten vollkommen angemessene Belohnung geben „werde:" das soll man allerdings nie zu lehren aufhören; aber vereinigt sich hiemit nicht sehr wohl der Beisatz, daß es eines der wirksamsten Mittel sei, durch welche wir uns nicht nur empfänglicher, sondern auch würdiger der Mittheilung neuer göttlicher Gnaden machen können, wenn wir uns an diejenigen, die solche Gnade bereits in großer Fülle erhielten, d. h. an Gottes Heilige, nachahmend anschließen?

Ich übergehe nun alles Uebrige, was mir noch hie und da in Ihrem Buche anstößig vorkam, um nicht zu weitläufig zu werden; und schließe mit einer doppelten Bitte, deren die Eine an Sie, die andere an die übrigen Leser dieser Blätter, besonders wie fern sie vom geistlichen Stande sein dürften, gerichtet werden soll.

Wenn die Betrachtungen, die dieses Schreiben in Ihnen veranlasset hat, oder wenn Vorstellungen, die Ihnen vielleicht irgend anderswo her zukamen, oder wenn endlich auch nur die Ueberlegungen, die Sie bei ruhigerem Blute selbst anstellten, die Erkenntniß erzeugt haben sollten, daß jener Fall, den Sie in der schon vorne angeführten Stelle Ihres Buches für möglich erklärten, in Wahrheit eingetreten

sei: so mögen Sie doch Sich durch nichts abhalten lassen, eben dasselbe Publikum, dem Sie Ihr Buch übergaben, auch über die Abänderung, die einige Ihrer Ansichten seitdem erfahren haben, zu verständigen; und dieses um so gewisser, wofern es wahr ist, was mir so eben, da ich diese Zeilen schreibe, erzählt wird, daß Ihr Buch in der That Bewegungen in Ihrem Lande veranlasse, bei welchen Einige vielleicht weiter gehen könnten, als Sie es selbst jemals gewünscht hatten. Ich hoffe zuversichtlich, es werde, um Sie zu diesem Schritte, der Ihnen in der That nur Ehre bringen kann, zu vermögen, nichts Mehreres bedürfen, als Sie an Ihre eigenen S. 217 stehenden Worte zu erinnern:

„Männer von Wahrheit wissen es, daß es eben für „den Menschen nicht erniedrigend ist, seine gemachten Fehler „zu erkennen; daß es sogar verdienstlich (Pflicht) ist, solche „öffentlich zu gestehen, wenn dies Geständniß dienen kann, „die, welche man in die Irre geführt, oder einem Fehl„tritte überlassen hat, wieder auf den rechten Weg zu „bringen.“ Tibi dixisti! —

Und nun ein Wort noch zu Allen, denen der Zufall diese Blätter zuführen wird.

Zu keiner Zeit hat die katholische Kirche es in Abrede gestellt, daß sich in ihr Manches, ja Vieles vorfinde, was einer Umgestaltung und Verbesserung bedürfe. Vom 14ten bis zum 16ten Jahrhunderte hin war mehr als Ein allgemeiner Kirchenrath damit beschäftigt, die Mängel der Kirche in Haupt und Gliedern (in capite et membris) zu verbessern; und der letzte derselben, der Tridentinische nämlich, glaubte so wenig mit dieser Arbeit zu Ende gekommen zu sein, daß er vielmehr (Sess. 24. c. 2. de Re-

form.) die ausdrückliche Verordnung hinterließ, alle drei Jahre neue Versammlungen (Provinzialconcilien wenigstens) zu veranstalten, um über die Abstellung der noch übrig gebliebenen oder erst neuerdings wieder eingeschlichenen Misbräuche zu berathschlagen und zeitgemäß zu verfügen. Ueberhaupt folgt es ja schon aus der bloßen Unvollkommenheit der menschlichen Natur, es werde zu keiner Zeit von den gesammten in der Kirche bestehenden Gebräuchen, Sitten und Einrichtungen (so ferne die letzteren nur von uns Menschen selbst herrühren) behauptet werden können, daß sie ganz unverbesserlich wären. Und was besonders die jetzige Zeit belangt; so braucht man nur einen Blick zu werfen auf jene furchtbare Höhe, welche der Unglaube und das Verderbniß der Sitten erstiegen haben, um überzeugt zu werden, daß in unsern kirchlichen Einrichtungen gewiß sehr wichtige Fehler vorhanden sein müssen. Obgleich es also eigentlich als eine stehende Aufgabe für alle Zeitalter angesehen werden kann, zu untersuchen, was in den jeweiligen Gebräuchen, Sitten und Einrichtungen einer Abänderung, einer Verbesserung bedürfe: so sind wir doch in unsern gegenwärtigen Tagen zu Untersuchungen der Art doppelt verpflichtet. Je größer die Fortschritte sind, die wir in den verschiedensten Hinsichten, besonders aber in unsern Begriffen und Erkenntnissen gemacht zu haben glauben; je gewisser es ist, daß seit ein Paar Jahrhunderten, ja seit noch kürzerer Zeit, fast Alles um uns her eine veränderte Gestalt erhalten hat, daß ein ganz anderer Geschmack, eine andere Art zu denken und zu empfinden, ein ganz anderes Leben, als vor Jahrhunderten, unter uns Sitte geworden ist: um desto sicherer läßt sich voraussetzen, daß auch gewisse, den jetzigen Umständen angemessene Abänderungen in demjenigen Theile der Religion, der eine

Abänderung seiner Natur nach zulassen kann, in den sogenannten Disciplinarvorschriften der Kirche, das dringendste Bedürfniß sein werde. So leicht es aber auch ist, diese bloß allgemein lautenden Wahrheiten zu erkennen; so schwierig ist es doch, in das Einzelne einzugehen, und mit Bestimmtheit anzugeben, was Alles einer Abänderung bedürfe, und wie diese Abänderung beschaffen sein müsse, um den Namen einer wahren Verbesserung zu verdienen. Dies, däucht mir, haben wir noch lange nicht genug erwogen, besprochen, und mit hinreichend großer Einstimmung entschieden. Nicht einmal haben wir, meine ich, über diesen Gegenstand noch mit der nöthigen Ruhe und Unbefangenheit nachgedacht, und unsere Ansichten auch Andern mitgetheilt, und ihre Bemerkungen darüber angehört und uns belehren lassen. Noch haben die Meisten, die über den Gegenstand der Kirchenverbesserung bisher geschrieben, fast in demselben Geiste, wie unser Verfasser geschrieben, d. h. sie haben die Sprache der Leidenschaft geführt, sie haben durch die Uebertriebenheit ihres Tadels die Gegner zu einem nur um so hartnäckigeren Widerspruche gereizt, sie haben gezeigt, daß sie das Alte noch nicht gehörig gewürdigt haben, und somit unfähig sind, ein sicheres Urtheil darüber zu fällen, ob das Neue, das man statt seiner in Vorschlag gebracht hat, in Wahrheit besser sei. Nicht selten haben sie, wie es auch unserem Verfasser ein und das andere Mal begegnet ist, mit dem Unkraute auch den guten Waizen ausraufen wollen, und Lehren angegriffen, welche, so fern man sie anders gehörig versteht, nicht nur unschädlich, sondern selbst wohlthätig sind, die wir daher durchaus nicht aufgeben dürfen, sondern in Betreff deren wir nur darauf dringen sollten, daß man sie künftig deutlicher erkläre.

Wem es inzwischen ganz vornehmlich obliegt, die Untersuchungen, auf die ich hier dringe, anzustellen: das brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Es versteht sich von selbst, daß es der geistliche Stand sei. Denn wenn sich auch Niemand von der Pflicht lossagen kann, die Sache der Tugend und Religion nach Kräften zu befördern: so ist es doch bekanntlich der geistliche Stand, welchem die Sorge für die Erhaltung und Ausbreitung des Reiches Gottes auf eine ganz eigenthümliche Weise anvertraut ist. Wir Geistliche also, so viele wir dieses ehrenhaften Namens werth zu sein wünschen, sollten die Frage von der Kirchenverbesserung zum Stoffe unseres täglichen Nachdenkens machen; und um nicht irre zu gehen, in der Beantwortung derselben sollten wir besonders die Erfahrungen, die unsere Amtsführung uns zu machen Gelegenheit gibt, zu Rathe ziehen. Und so Viele von uns sich im Stande fühlen, über diesen Gegenstand etwas zu sagen, das zur Belehrung auch für Andere dienlich sein kann: eben so Viele sollten sich von uns weder durch Bequemlichkeit noch durch Menschenfurcht abhalten lassen, damit hervorzutreten.

Falls aber selbst Laien, ja vielleicht fremde Glaubensgenossen es aufrichtig wünschen, daß uns geholfen werde, so mögen sie nur sich gesagt sein lassen, daß auch sie durch übertriebenen Tadel und durch Vermengung der Misbräuche mit dem guten Gebrauche, durch Ausfälle auf unsern Lehrbegriff und durch Entstellungen desselben uns keinen Dienst leisten, sondern der guten Sache nur schaden. Ein Tadel, den sie mit sichtbarer Mäßigung vortragen würden; ein Tadel, in welchem sie durchaus nichts zu behaupten wagten, als was unläugbar, selbst nach den eigenen Begriffen und Geständnissen derer, die es betrifft, unläugbar wahr ist, ein solcher Tadel würde mit unwiderstehlicher Macht ein-

wirken; sobald sie aber in einen leidenschaftlichen Ton verfallen, sobald sie sich einige, und wäre es auch nur scheinbare Uebertreibungen erlauben: so geben sie den Getadelten Anlaß, Alles von sich zu weisen, als ob sie nichts getroffen hätte, erbittern sie, reizen den Geist des Widerspruchs, erwecken ihnen unzeitige Bemitleider, und was das Schlimmste ist, erschweren es selbst Jedem, der nur gerechte Klage erhebt, weil nun auch er in Eine Klasse mit ihnen zusammengestellt wird, und als ein unzufriedener, gefährlicher Mensch erscheint.

Doch es ist, leider! nicht zu erwarten, daß dieser fromme Wunsch erfüllt werde; es wird im Gegentheile nie an Gegnern fehlen, die zu weit gehen, und wirklich ungerecht werden. Um desto nothwendiger ist es für uns, die wir es gut meinen, recht deutlich an den Tag zu legen, wie wenig wir es verdienen, ihnen beigezählt zu werden. Das also lasset uns thun; mit allem Fleiße lasset uns an Schriften arbeiten, welche die Mängel der bisherigen Einrichtungen aus einander setzen und durchdachte Vorschläge zu Verbesserungen enthalten; aber nur müsse Alles auf eine Weise geschehen, die nicht nur Parteilichkeit, sondern selbst jeden Schein der Parteilichkeit ausschließt.

Erst wenn wir dieses gethan, und wenn wir nicht nur gezeigt, daß und warum das Bestehende abgeschafft werden müsse, sondern auch angegeben haben, auf welche Weise es am füglichsten abgestellt werden könne, und wie das Neue, das an seine Stelle treten soll, beschaffen seyn müsse; erst wenn wir hinweisen können auf Schriften, die durch den ungetheilten Beifall, dessen sie sich erfreuen, eine Art von Achtung erzwingen können; dann, meine H., wäre es Zeit, daß wir mit strenger Beobachtung aller

derjenigen Formen, welche die Rechtlichkeit vorschreibt, Bitten und Vorstellungen von allen Seiten her an unsre Bischöfe sowohl als an die weltlichen Regierungen einbrächten. Unerhört würden dergleichen Bitten und Vorstellungen gewiß nicht überall bleiben. Einzelne Bischöfe, einzelne weltliche Fürsten würden gewiß, von der Furcht Gottes ergriffen, den edlen Entschluß fassen, zu thun, was die gute Sache der Religion mit einer solchen Entschiedenheit von ihnen fordert. Und welche Wege nun erst wieder sie einzuschlagen hätten, um ihr erhabenes Ziel zu erreichen; das ihnen vorzeichnen zu wollen, mag mir nicht geziemen. Nur einen Wunsch darf ich wohl laut werden lassen: was sie auch thun wollen, so möchten sie versuchen, in Einstimmung mit dem apostolischen Stuhle zu handeln; und wenn der Fall, den ich kaum fürchte, eintreten sollte, daß man zu Rom auf keine Weise sich herbeiließe, seine Einstimmung zu geben zu Verfügungen, die in unsern Ländern als dringend nothwendig für das Heil der Seelen erscheinen, dann mögen die Bischöfe Gott mehr als den Menschen gehorchen, doch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß sie, obwohl in diesem Einen Stücke dem Papste ungehorsam, in allen übrigen billigen Dingen ihm unterworfen bleiben und seinen Primat anerkennen. Innerhalb welcher Zeit die Schritte, die ich hier angedeutet habe, alle gethan werden sollten; wer vermag das zu bestimmen? Daß man nichts übereilen dürfe, ist nur zu wahr; aber weh Jedem, der zögert aus einem andern Grunde, als aus gerechter Besorgniß, sich nicht zu übereilen! weh Jedem, der aus bloßer Trägheit oder aus andern noch schändlicheren Absichten Ursache daran ist, daß „der Christenheit gezeitigte Verwandlung, der allgemeine „Frühling, der die Gestalt der Welt verjüngen

„sollte," auch nur um Einen Tag verspätet wird. Denn alles Aergerniß, das auch schon Ein Tag verursacht, wird er verantworten müssen; die Seelen Aller, die auch durch Einen Tag schon verloren gehen, werden von seiner Hand gefordert werden! Die aber mitgewirkt haben, daß das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit befördert werde, die werden einst glänzen wie Sterne! —

Nach=

Nachschrift.

Vorstehendes Schreiben war schon geendet, als ich die Nachricht erhielt, daß eine neue Ausgabe Ihres Buches, mit dem etwas veränderten Titel: „Die katholische „Kirche, besonders in Schlesien, in ihren Ge„brechen dargestellt von einem katholischen „Geistlichen," erschienen sei. Sogleich beschloß ich mit der Herausgabe meiner Blätter zu warten, bis ich diese neue Auflage Ihres Werkes kennen gelernt haben würde; und wie hätte ich mich gefreut, wenn ich gefunden hätte, daß Sie recht Vieles von demjenigen, was mir an Ihrem Buche tadelswerth schien, bei seiner zweiten Bearbeitung selbst bemerkt und abgeändert hätten! Aber diese Freude war mir nicht zugedacht. Gleich in den ersten Zeilen Ihrer „Vorerinnerung" las ich die betrübenden Worte, daß es Ihnen „unmöglich war, Ihre Ar„beit einer genauen Durchsicht zu unterwerfen, daß „noch weniger an eine eigentliche Ueberarbeitung „zu denken gewesen sei, daß Sie Sich deßhalb begnügt „hätten, das Buch mit einigen Zusätzen auszustatten, „und um Nachsicht bäten, wenn so manche Fehler stehen „geblieben sind, die bei mehr Muße leicht verbessert wer„den konnten."

Beim Durchlesen fand ich auch in der That alle diejenigen Stellen, die mir in Ihrer ersten Auflage misfielen, in der zweiten unverändert wieder. Was aber die Zusätze anlangt; so kann ich deßhalb, weil ich die erste Auflage jetzt nicht mehr zur Hand habe, nicht mit Be-

stimmtheit sagen, ob es derselben nicht noch mehrere gebe, als folgende vier oder fünf, über die ich mich gleich näher aussprechen werde.

Dahin gehört zuvörderst die schon erwähnte Vorerinnerung, welche XXXII Seiten ausfüllt. Sie wiederholen darin (S. IV—XIII) eine größtentheils beifällige Beurtheilung Ihres Buches, die in den schlesischen Provinzialblättern (Jul. 1826 S. 197—205) erschienen ist, worauf Sie dann mehrere Ihrer Bemerkungen folgen lassen. In der ersten (S. XIII—XV) versichern Sie uns, daß die Verschweigung Ihres Namens eine Maßregel sey, welche Sie nicht sowohl aus Furcht vor Verfolgung, als aus gewissen edleren Gründen beobachtet hätten. Ich glaube dies gerne, und habe an mir selbst ein Beispiel, daß man aus mancherlei sehr rechtlichen Gründen bestimmt werden könne, bei seinen schriftstellerischen Arbeiten Verborgenheit zu wünschen.

Ihre zweite Bemerkung (S. XV—XXV) betrifft die in der neuesten Zeit so viel besprochene Frage: ob eine weltliche Regierung auch kirchliche Anordnungen ertheilen dürfe?

Ich bin nicht so thöricht, zu hoffen, daß ich im Stande wäre, diesen wichtigen Streit hier durch wenige Worte zu schlichten; wohl aber will ich versuchen, Einiges beizubringen, was vielleicht doch den Nutzen haben kann, daß es diejenigen, die von den Lehren der Schule nichts wissen, für ihren gemeinen Menschenverstand einleuchtend finden, und daß es sie vor manchem Misgriffe bewahre. Die bloße gesunde Vernunft macht an uns Alle die Forderung, daß wir, ein Jeder in seiner Lage, des Guten so viel thun, als wir nur immer vermögen; und dazu gehört unter Anderm auch dasjenige, was wir durch bloßes Befehlen ausrichten können, sofern nämlich Menschen, die uns gehorchen, da sind. Diese Anforderung der Vernunft ergeht

denn auch an alle weltlichen Fürsten und Obrigkeiten; und je mehr Macht diese Personen haben, und je mehr Menschen bereit sind, ihnen auf ihr Wort zu gehorchen, und je mehr Zwangsmittel sie besitzen, um desto größer ist die Menge des Guten, das sie zu stiften die Obliegenheit haben. Fragt man mich aber, von welcher Art die Gegenstände seien, worüber sich ihre Gebote und Anordnungen erstrecken sollen: so antworte ich, es sei nichts auszunehmen, als Handlungen, die entweder ihrer Natur nach nicht befohlen werden sollen, oder durch deren Anbefehlung und versuchte Erzwingung mehr Uebel angerichtet würde, als wenn man ihre Ausübung der Willkür anheim stellt. Was immer gut und ersprießlich ist, und zwar auf eine solche Art gut und ersprießlich ist, daß das Ganze gewinnt, auch wenn es befohlen, und bei demjenigen, der sich nicht freiwillig herbeiläßt, sogar durch Zwang eingetrieben wird: das Alles darf und soll der Regent befehlen.

Wende ich diese allgemeinen Begriffe auf die Religion an; so leuchtet mir ein, daß Fürsten und weltliche Obrigkeiten auch in Betreff dieses Gegenstandes sehr Vieles befehlen dürfen und sollen. Sie dürfen und sollen verbieten jede Verbreitung von Begriffen, welche der Tugend und Glückseligkeit der Menschen unläugbar Abbruch thun, z. B. Grundsätze der Unsittlichkeit u. dgl. Sie dürfen und sollen Verordnungen treffen, wodurch die Verbreitung besserer Begriffe befördert wird, z. B. Schulen errichten u. dgl. Sie dürfen und sollen auch auf den öffentlichen Gottesdienst aufmerksam sein, und dafür sorgen, daß er den Zwecken der Erbauung möglichst entspreche u. s. w. Da aber Fürsten auch Menschen sind, und als solche nicht Alles selbst verstehen können: so werden sie wohl thun, Vieles nicht eher anzuordnen, als bis es ihre Räthe und die betreffenden sachkundigen Behörden gebilligt haben. So pflegt z. B. kein vernünftiger Fürst Medizinalverordnungen

zu erlassen, ohne erst seine Sanitätsbehörde darüber berathen zu haben. Aus einem ähnlichen Grunde wird auch kein weiser Fürst Verordnungen in der Religion erlassen, ohne die Sachkundigen, die hier die Geistlichen sind, einvernommen zu haben. Dies wird er auch noch aus dem besondern Grunde thun müssen, weil die Geistlichen bei dem Volke in einem sehr hohen Ansehen stehen, und weil somit Verfügungen, die er in einem bekannten Widerspruche mit ihrem Gutachten erließe, kein wahres Vertrauen beim Volke finden würden. Es ist also kein Zweifel, daß jede weltliche Regierung wohl daran thue, bei allen Verordnungen, so viel sie in das geistliche Fach einschlagen, im Einverständnisse mit ihren Geistlichen, ja wenn das Volk sich zur katholischen Religion bekennt, im Einverständnisse mit dem apostolischen Stuhle zu handeln. Wie aber, wenn eine weltliche Regierung vergeblich bemüht war, dies Einverständniß zu erhalten? soll sie um deßwillen ihre wohlgemeinten Plane sofort ganz aufgeben, oder sind ihre Untergebenen nunmehr berechtigt, ihr den Gehorsam zu verweigern? Keines von Beidem! Ist nur ein Fürst gewiß, daß die Einrichtungen, die er bei seinem Volke einführen will, gut und nothwendig sind, und daß die ersprießlichen Folgen derselben das Aergerniß, das vielleicht Einige seiner Unterthanen an dem misbilligenden Urtheile gewisser geistlicher Personen nehmen, weit überwiegen werden: so glaube er immerhin, daß Gott nur darum ihm die größere Macht verliehen habe, damit er mit Gewalt das Gute durchsetze, das durch gelindere Mittel vergeblich versucht worden ist. Und seine Unterthanen, sie wären verpflichtet, ihm zu gehorchen, auch wenn dasjenige, was er verlangt, nach ihrer Ueberzeugung nicht eben das Beste wäre, um wie viel mehr, wenn sie selbst einsehen, daß es sehr gut und nothwendig sei! —

Aus dieser Aeußerung werden Sie von selbst entnehmen, daß ich im Wesentlichen derselben Meinung bin, für

welche auch Sie Sich in Ihrer Vorerinnerung erklären; obgleich wir in den Gründen, auf die wir uns in unsern Urtheilen stützen, von einander abweichen mögen.

Ein Aehnliches gilt denn auch von Ihrer Behauptung (S. XXVI—XXXII), daß in gewissen Fällen die Wahl eines Bischofes gültig sein könne, auch wenn der päpstliche Stuhl demselben die Bestätigung verweigert. Nur möchte ich beisetzen, daß selbst solche Bischöfe zu erklären hätten, daß sie, obgleich erwählt wider den Willen des Papstes, doch seinen Primat erkennen.

Im Buche selbst ist nun der beträchtlichste Zusatz derjenige, den man von S. 71—79 zu lesen bekommt, der aber, leider! eines so schmutzigen Inhaltes ist, daß die meisten Leser sicher viel besser thun würden, ihn ganz zu überschlagen. Gleichwohl ist nur zu gewiß, daß das gerade Gegentheil geschehen, und daß eben dieser Abschnitt Ihres Buches am allerfleißigsten werde gelesen und wieder gelesen werden. Was Sie bewogen habe, die ärgerlichen Geschichten, deren Ihr Buch schon in der ersten Auflage eine nur zu große Menge enthielt, durch diese Zugabe noch zu vermehren: ist mir wahrlich ein Räthsel; denn der Gedanke, daß es geschehen sei, eben um desto mehr Leser an sich zu ziehen, ist zu häßlich, als daß ich ihm Raum geben dürfte. So viel ist aber gewiß, daß die Mittheilung solcher Geschichten nicht nothwendig war, um die Zweckwidrigkeit des Cölibatsgebotes zu erweisen; daß durch sie überhaupt nichts Anderes dargethan werde, als daß in Zeiten, wo äußerst verdorbene Sitten herrschten, auch eine äußerst verdorbene Geistlichkeit war.

Nicht viel erbaulicher ist auch Ihr zweiter Zusatz S. 248—250, wo die Geschichte des unglücklichen Jetzers, man weiß nicht zu welchem Zwecke, erzählt wird.

Endlich ist S. 345—348 auch noch ein neuer §: „Weihung der kirchlichen Personen" hinzugekommen.

Die bei den sogenannten niederen Weihungen gebräuchlichen Ceremonien werden hier mit derjenigen Uebertreibung, die man an Ihnen bereits gewohnt ist, getadelt. „Ist dieses nicht Alles,“ rufen Sie S. 346 aus, „lächerlich und unsinnig?“ und S. 347 wieder: „Ist „das nicht höchst abergläubisch, unsinnig und „unchristlich? Was sollen denn die jungen Leute, de„nen solche Thorheiten längst lächerlich geworden sind, dabei „denken? Müssen sie eine solche Weihe, die noch über„dies mit der Miene der Wichtigkeit verrichtet wird, nicht „als einen verbrecherischen, gotteslästerlichen „Fixfax, und ihre Bischöfe für die ersten Beförde„rer des Aberglaubens, für Heuchler und Re„ligionsschänder ansehen?“ — Gerne gebe ich es von einigen der hier besprochenen Ceremonien zu, daß sie einer gewissen Abänderung für die veränderten Verhältnisse bedürften. Allein das glaube ich doch, daß man, so lange als diese Abänderungen noch nicht getroffen sind, die jungen Leute, die sich dem geistlichen Stande widmen, durch eine zweckmäßige Belehrung sehr leicht dahin bringen könne, daß sie in ihnen nicht nur nichts Anstößiges finden, sondern sogar dabei erbaut werden; ja ich behaupte, daß sich, selbst ohne eine solche Belehrung erhalten zu haben, kein Gutdenkender versucht fühlen werde, bei seiner Ordination zu lächeln, um so viel weniger den ordinirenden Bischof, wenn er nur anders mit wahrer Andacht handelt, als einen Beförderer des Aberglaubens, als einen Heuchler und Religionsschänder anzusehen. Einmal, daß es ein Zeitalter gab, welchem diese Ceremonien alle bedeutungsvoll und ehrwürdig waren, das werden Sie selbst nicht in Abrede stellen. Aber eben so wenig werden Sie läugnen können, daß in diesen Ceremonien, wenn sie auch aufgehört haben sollten, für unsere jetzigen Verhältnisse und Begriffe zu passen, nichts an sich selbst Schädliches oder Unsittliches liege. Und wenn nur dieses

nicht ist; warum sollten wir sie nicht immer noch mitmachen können, und mit Erbauung mitmachen können, indem wir uns im Geiste in jene früheren frommen Zeiten versetzen? Sei es immerhin, daß derjenige, dem nun die heil. Gefäße dargereicht werden, sie schon als Knabe mehrmal in den Händen gehabt hat, kann er sie jetzt nicht gleichwohl mit einem ganz eigenen Gefühle berühren? Sei es, daß wir in vielen Erscheinungen, die unsere Vorfahren den bösen Geistern zuschrieben, bloße Wirkungen todter Naturkräfte sehen: gibt es des Bösen in uns und außer uns, dagegen wir muthig anzukämpfen haben, nicht immer noch genug und nur zu viel; und sollen wir uns nicht freuen, wenn uns der Bischof eigends zu solchen Kämpfern erwählt? Auch kann ich mich nicht des Gedankens erwehren, daß die in unsrer Zeit so entscheidende Abläugnung alles Einflusses böser Geister auf uns ein Urtheil sei, das sich auf keine hinreichenden Gründe stützt, das somit schon an sich einen sehr bösartigen Einfluß beurkundet, den nämlich, den unsere Leidenschaft, ein in uns selbst wohnender Dämon, auf unsere Urtheilskraft ausübt.

In Betreff folgender Stelle, die in der neuen Auflage S. 285 in der Note vorkommt, bin ich mir nicht gewiß, ob ich sie schon in der ersten gelesen habe oder nicht. „Wenn „die Lehre von der Fürbitte der Lebendigen und der Frucht „des Meßopfers für die Verstorbenen nicht beschränkt „und auf reine Grundsätze zurückgeführt wird; so „muß sie zerstörende Folgen für die Moralität haben. Wer „wird den beschwerlichen Weg der Tugend betreten, und „mit ausdauerndem Muthe seine Seele von allen sündli„chen Flecken zu reinigen suchen, wenn er noch jenseits „durch leichte Mittel rein gewaschen werden kann; wenn „schon so ein leichtes und wenigstens für Reiche so unbe„schwerliches Mittel zu Gebote steht, wenn es bloß nöthig „ist, seinen Anverwandten das hinterlassene Gut zu ent-

„ziehen, und den Priestern zuzuwerfen, um nur — aus dem „Fegefeuer errettet zu werden?" —

Diese Stelle ist mir besonders dadurch merkwürdig, daß sie dem Leser zeigt, wie übel Sie Ihre Ausdrücke wählen. Wer hier die Worte liest: „Die Lehre von der „Fürbitte der Lebendigen und von der Frucht des Meß-„opfers für die Vorstorbenen muß beschränkt und auf „reine Grundsätze zurückgeführt werden;" der muß verleitet werden, unter dem Ausdruck: die Lehre, die Lehre der Kirche zu verstehen; und muß somit glauben, daß Sie von Lehren der Kirche dafür halten, sie wären einer Beschränkung und Zurückführung auf reine Grundsätze bedürftig. Liest man aber weiter; so zeigt sich alsbald ein Anderes. Denn daß Sie die Begriffe, die Sie uns hier von den Wirkungen der Fürbitte der Lebendigen und von der Frucht des Meßopfers für die Verstorbenen beschreiben, nicht für Lehren der Kirche halten; das kann ich Ihnen mit voller Sicherheit zutrauen. Sie wissen es ja gewiß, daß nie ein allgemeiner Kirchenrath etwas der Art behauptet; daß es vielmehr zu jeder Zeit Personen gegeben, welche sich solchen, nur durch die Sinnlichkeit der Menschen erzeugten, und durch schlechte Geistliche wohl auch genährten Volksmeinungen nachdrücklich widersetzten. Wie mochten Sie also doch so unrichtig sprechen; wie das Wort Lehren gebrauchen, wo eigentlich nur von gewissen Vorurtheilen, die diesen Lehren zuwider laufen, die Rede ist? Oder ist es vielleicht gleichgültig, ob der Leser annehme, daß die Lehren der Kirche an sich, oder daß nur die Vorstellungen, die sich das Volk von ihnen macht, unrichtig seien? gleichgültig, ob er die Kirche in ihren allgemeinen Entscheidungen für unfehlbar, oder für eben so fehlbar, als irgend einen einzelnen Menschen, erachte? —

Aus dem Bisherigen erhellet wohl zur Genüge, daß diese zweite Auflage Ihres Buches nicht eben geeignet sei,

das Urtheil, das über die erste gefällt worden ist, zu verbessern; und so hat es auch mir nach einer neuen genauen Durchsicht meines Schreibens nicht nöthig geschienen, etwas von demjenigen, was ich zuerst gesagt hatte, wieder zurückzunehmen. Wohl aber däuchte mir jetzt die Herausgabe dieser kurzen Bemerkungen nur um so zeitgemäßer, da jene zweite Auflage beweist, wie viele Leser Ihr Buch gefunden habe, und noch ferner finden werde. Der Irrthum ist immer dort am gefährlichsten, wo er in Gesellschaft mit vielem Wahren und Guten erscheint, wie dies in Ihrem Buche der Fall ist; und wenn ein Mann, wie Sie, dem es gelungen ist, sich einen Anhang unter dem Volke zu verschaffen, auf Abwege geräth; so kann man sicher annehmen, daß Tausende seiner Leser ihm ungeprüft, was er gesagt hat, nachsprechen werden. Wie nöthig ist es also, daß sich auch Stimmen gegen Ihr Buch erheben; Stimmen, die zwar das Gute und Wahre desselben nicht verkennen, und zu dem nämlichen edlen Zwecke, den Sie vor Augen gehabt, auffordern, die aber auch vor einigen gefährlichen Irrthümern, die sich mit eingeschlichen haben, warnen und zu der allezeit so nöthigen Mäßigung rathen! —

Ja, soll ich es aufrichtig sagen? auch die Hoffnung, Sie selbst in einigen Stücken vielleicht noch auf eine andere Meinung zu bringen, habe ich seit der Erscheinung dieser zweiten Auflage nicht aufgegeben. Denn daß der Beifall der großen Menge, der Ihnen zu Theil geworden ist, noch keine Bürgschaft für die Wahrheit aller in Ihrem Buche vorkommenden Behauptungen gebe; daß gewisse Irrthümer, weil sie der sinnlichen Natur des Menschen schmeicheln, von vielen Lesern noch begieriger als die entgegengesetzten Wahrheiten aufgenommen werden: das Alles wissen und bedenken wohl auch Sie selbst. Wie käme es sonst, daß Sie uns auch in dieser neuen Auflage noch einen neuen Beweis Ihres bescheidenen Mistrauens in die Richtigkeit

Ihrer eigenen Ansichten liefern, wenn Sie gleich nach den Worten Ihrer Vorerinnerung, die ich im Anfange dieser Nachschrift angeführt habe, folgendermaßen schreiben: „Vieles, was Andern anstößig ist, würde freilich auf jeden „Fall stehen geblieben sein, weil der Verfasser nun einmal „seine eigene Art zu sehen und zu urtheilen hat. „Ob sie immer die richtige ist, wagt er nicht zu „behaupten: aber das kann er versichern, daß es ihm „redlich um das Bessere zu thun ist.“

Nur dieses Letztere sei wahr; und wir reichen einander freundlich die Hand. Denn wem es redlich um das Bessere zu thun ist, der wird demjenigen nicht zürnen, der ihn, und wäre es auch mit verunglücktem Streben, zu einer besseren Erkenntniß leiten wollte.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schreiben eines katholischen Geistlichen an den Verfasser des Buches: 'Die katholische Kirche Schlesiens'

Sulzbach 1827

Polem. 2501 e
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10776455-0